

Nur wer den Gipfel des
Berges erstiegen,
vermag in die weiteste
Ferne zu sehen

•
Weisheiten
der alten Chinesen

Es lebe der 50!

P. Kles fürst

Olymp. Dorf, Hb.

9. V. 1954

Trock, Hoch (Hoy.)

Nur wer den Gipfel des Berges erstiegen

Die Tieck-Bücher

Nur wer den Gipfel des Berges
erstiegen,
vermag in die weiteste Ferne
zu sehn

Chinesische Weisheiten
und Geschichten

Wien

Walther Scheuermann Verlag

PNWH32



1988. 2883

(L 4660)

Übertragungen aus den chinesischen Urtexten
von Anna v. Rottauscher

Herausgegeben von Heinrich Tieck

3. Auflage

Mit vier mehrfarbigen Bildtafeln nach alten
chinesischen Meistern

Alle Rechte vorbehalten · 1954
Walther Scheuermann Verlag Wien I., Seilerstätte 22
Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg

Der Schmetterling kennt keinen Schnee.

Eine halbe Orange ist ebenso süß wie eine ganze.

Der Mensch bringt sein Haar täglich in Ordnung,
warum nicht auch sein Herz?

Der Weise spricht nicht über das, was er tut, aber er
tut auch nichts, über das er nicht sprechen könnte.

Wer sich selber anschaut, leuchtet nicht.

Das Ei

Tung-Mao war sehr arm.

Eines Tages erhielt er ein Ei zum Geschenk. Überglücklich über diese kostbare Gabe lief er gleich nach Hause, um sie seiner Frau zu zeigen.

„Sieh nur einmal!“ rief er voll Freude. „Wir werden jetzt reich werden! Ich habe ein Ei bekommen!“

„Das Geschenk ist ja recht schön,“ meinte seine Frau, „aber reich werden wir deshalb noch lange nicht werden!“

„Bist du aber dumm!“ rief Tung-Mao. „Natürlich werden wir reich! Also paß auf: Ich lege jetzt dieses Ei zu den Eiern der Henne unseres Nachbarn, und sie wird darüber brüten. Wenn die Kücken herausgekommen sind, suche ich mir ein weibliches davon aus. Aus diesem weiblichen Kücken wird später eine Henne, und diese Henne wird später sehr viele Eier legen. Aus diesen Eiern bekomme ich wieder viele Hennen, diese Hennen bringen mir wieder Eier, und die Eier abermals Hennen. Bald werden wir so viele Eier und Hennen haben, daß wir uns von dem Gelde, das wir für sie bekommen, eine Kuh kaufen können. Diese Kuh wird Kälber zur Welt bringen, und aus den Kälbern werden Kühe werden. Diese Kühe werden wieder Kälber werfen, und aus diesen Kälbern werden wieder Kühe werden. In einigen Jahren werden wir durch den Verkauf all dieser Kühe und Kälber schon soviel Geld eingenommen haben, daß wir uns ein Haus und Felder kaufen können. Ich möchte zwei Drittel des Geldes für den Ankauf eines Hauses und von Feldern verwenden und ein Drittel für Kleider, Einrichtungsgegenstände und ähnliche

Sachen anlegen. Vielleicht bleibt mir dann sogar noch Geld übrig, und dafür kaufe ich mir eine hübsche, zierliche kleine Nebenfrau!“

„Was?“ rief seine Frau empört. „Eine Nebenfrau willst du dir kaufen? Nein, das gebe ich niemals zu!“ Damit nahm sie das Ei und schmetterte es auf die Erde.

Meister Dschuang-Tses Liebesprobe

Es lebte vor vielen Jahren ein großer Gelehrter namens Dschuang-Tse. Der träumte einmal, er sei ein Schmetterling und flattere voll Seligkeit zwischen den Blumen umher. Als er erwachte, wußte er nicht, ob es nun ein Traum gewesen war, daß er einst Dschuang-Tse gewesen, oder ob ihm bloß geträumt habe, er sei ein Schmetterling. Da ihm diese Sache bedrückte, eilte er zu Lao-Tse, dem berühmten Weisen, und fragte ihn um seine Ansicht. Lao-Tse, der an seinem Besucher großen Gefallen fand, klärte diesen über dessen einzelne Wiedergeburten auf und weihte ihn überdies in die wichtigsten Zweige der Geheimwissenschaften ein. Von dieser Zeit an konnte sich Dschuang-Tse, wann immer es ihm paßte, unsichtbar machen oder eine beliebige andere Gestalt annehmen.

Eines Tages wanderte er in den Bergen umher. Da erblickte er eine junge Frau, die ihren Fächer über einem frischen Grabhügel hin und her bewegte.

„Wer liegt hier begraben und was treibst du da mit deinem Fächer?“ fragte er sie.

„Ach, ich Unglückselige!“ jammerte die Frau. „Mein geliebter Gatte ist vor kurzem gestorben! Hier liegt der arme Mann begraben!“

„Das ist wohl sehr traurig“, bemerkte Dschuang-Tse. „Aber sag doch, weshalb mußt du ihm Luft zuwehen, wenn er doch tot hier in der Erde liegt?“

„Ich mußte... ihm... doch auf seinem Sterbebette... versprechen...“ antwortete die Frau unter lautem Schluchzen, „... mich nicht wieder zu verheiraten... bis... nicht die Erde seines Grabes... trocken... geworden.“

„Ach, so ist die Sache!“ rief Dschuang-Tse lachend. „Na warte, da will ich dir bei deiner Arbeit helfen!“ Er ging auf sie zu, nahm ihr den Fächer aus der Hand und wehte dem Grabe emsig frische Luft hinzu.

„Tausend Dank!“ rief die Witwe, als die Erde getrocknet war, freudestrahlend. Dann hat sie den Meister, er möge doch den Fächer als kleines Zeichen ihrer Dankbarkeit behalten.

Dschuang-Tse nahm die Gabe an, und als er nach Hause kam, zeigte er das Stück seiner Frau und erzählte ihr lachend, wie er zu dem Fächer gekommen war.

„So eine schamlose, unverschämte Person!“ rief Frau Dschuang empört.

„Wirst du vielleicht das gleiche tun, wenn ich einmal den Weg ins Jenseits gegangen bin?“ fragte sie Dschuang-Tse neckend.

„Wie kannst du es wagen, mir so etwas zuzutrauen!“ schrie sie ihn an. „Ihr Männer glaubt alle, die Frauen seien ebenso treulos wie ihr selbst! Niemals würde ich einem zweiten Manne gehören! Du hast nicht das

Recht, mich für so niedrig zu halten!“

„Sei doch nicht gleich so böse!“ versuchte Dschuang-Tse sie zu trösten. „Es war doch bloß ein Scherz!“

Sie aber schimpfte weiter, und plötzlich ergriff sie den Fächer und schleuderte ihn zu Boden, daß er in viele Stücke brach. Da sie nicht zu beruhigen war, ging Dschuang-Tse aus dem Zimmer und ließ sie allein.

Einige Wochen später wurde der Meister plötzlich sehr krank. Trotz aller Pflege wollte er nicht mehr zu Kräften kommen. Seine Gattin stand verzweifelt an seinem Lager und wußte sich nicht mehr zu helfen. Ihr Jammern und Weinen wollte kein Ende nehmen.

„Jetzt wirst du bald die Erde auf meinem Grabe trocken fächeln können“, sagte Dschuang-Tse lächelnd.

„Ich glaube, mit mir geht es zu Ende.“

„Niemals werde ich dir die Treue brechen“, rief seine Gattin schluchzend. „Wenn du mir nicht glaubst, will ich mir vor deinen Augen das Leben nehmen!“

„Jetzt sehe ich, daß deine Liebe wirklich tief ist!“ beruhigte sie Dschuang-Tse. „Nun kann ich ruhig meine Augen schließen.“

Dies waren seine letzten Worte.

Bitterlich weinend warf sich die Gattin auf den Toten. Dann ging sie gebrochen in den Frauentrakt zurück, legte Trauerkleidung an und bereitete den Sarg vor. Sieben Tage und Nächte wollte ihr Weinen kein Ende nehmen. Selbst die besten Speisen ließ sie unberührt stehen.

Da kam ein junger, schöner Prinz ins Haus, der eigens aus seiner fernen Heimat fortgezogen war, um bei Dschuang-Tse Unterricht zu nehmen. Als er

von dem unerwarteten Ableben des Meisters erfuhr, war er außer sich vor Kummer.

„Wehe! Wehe!“ rief er verzweifelt. „Nun ist es mir nicht mehr möglich, seine Belehrungen zu empfangen! Er ist dahingegangen! So sollen also hundert Tage Trauer ihm meinen Schmerz beweisen!“ Hierauf bat er, die Witwe sprechen zu dürfen.

Als man Frau Dschuang erzählte, daß der junge Mann so tief von dem Abscheiden des Meisters erschüttert gewesen war und die Absicht geäußert hatte, daß er gerne die hinterlassenen Schriften des Verstorbenen ordnen wolle, erlaubte sie ihm, sie besuchen zu kommen.

Der Fremde beilte sich, ihr seine Aufwartung zu machen, und ersuchte sie bei dieser Gelegenheit, ihm ein Zimmer einzuräumen, damit er seiner Arbeit ungestört nachgehen könne. Seine vornehme Erscheinung und seine höflichen Manieren nahmen sie vom ersten Augenblick an gefangen, und so erklärte sie sich sofort bereit, ihm seine Bitte zu erfüllen.

Da Frau Dschuang, wenn sie zum Sarge ihres Gatten ging, an dem Zimmer des jungen Prinzen vorübergehen mußte, sahen und sprachen die beiden sich sehr häufig. Ihre Blicke wurden von Tag zu Tag zärtlicher und heißer und ihre Herzen schlugen immer heftiger und rascher.

Eines Tages ließ Frau Dschuang, da die Sehnsucht nach dem schönen Fremden sie nicht mehr ruhen ließ, dessen alten Diener zu sich kommen, bewirtete ihn mit den besten Weinen, und nachdem sie durch geschickte Fragestellungen herausbekommen hatte, daß sein Herr noch unverheiratet war, bat sie ihn, er möge die Ehe zwischen ihm und ihr vermitteln.

„Mein Gebieter selnt sich gleichfalls unendlich, Ihr Gatte zu werden“, berichtete der Diener ihr am nächsten Tage. „Er ist ganz gebrochen, daß diese Ehe nicht zustande kommen kann!“

„Ja, warum sollte sie denn nicht zustande kommen können?“ fragte Frau Dschuang verwundert.

„Erstens ist es meinem Herrn ein unerträglicher Gedanke, daß der Sarg Ihres Gatten noch im Saale steht“, erzählte der Mann. „Zweitens meint er, sei doch Meister Dschuang, dem Sie in so inniger Liebe verbunden waren, ein so berühmter Gelehrter gewesen, daß ein so unbedeutender Student wie mein Gebieter Sie bitter enttäuschen müßte. Drittens“, fuhr er fort, „ist der Herr doch ganz unvorbereitet hierhergekommen und daher nicht einmal in der Lage, ein würdiges Hochzeitsfest veranstalten zu können.“

„Wenn das alles ist,“ rief Frau Dschuang, „dann braucht er sich keine weiteren Sorgen zu machen! Den Sarg werde ich in eine leere Kammer stellen lassen, das ist doch ganz einfach! Was meine innige Liebe zu dem Verstorbenen betrifft, kann ich Ihrem Herrn im Vertrauen sagen, daß mich mein Mann einmal so schwer beleidigt hat, daß ich in meiner Wut einen Fächer zerbrach und die Enttäuschung, die er mir zugefügt hatte, niemals verwinden konnte! Findet er denn wirklich, daß das Ansehen meines verstorbenen Gatten so berechtigt war? Ich bin der Ansicht, sein Ruf als Gelehrter sei recht übertrieben gewesen! Was die letzte Schwierigkeit betrifft, sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich in der Zeit meiner Ehe eine ganz schöne Zahl von Taels heimlich beiseitegebracht habe und ihm diese selbstverständlich zur Bestreitung der Hochzeitsausgaben zur Verfügung stellen kann.“

Damit holte sie schnell das versteckte Silber aus ihrem Kasten und überreichte es dem Mann. „Gehen Sie gleich zu Ihrem Gebieter zurück und sagen Sie ihm, daß er alles für heute abend zur Hochzeitsfeier vorbereiten soll!“

Kaum war der Diener gegangen, gab Frau Dschuang den Auftrag, den Sarg ihres Gatten in ein abgelegenes Zimmer zu schaffen. Dann malte sie sich schnell ein wenig Rot auf ihre Lippen und Wangen, zog sich ihr schönstes Kleid an und ging daran, den Saal festlich zu schmücken und zu beleuchten. Kurz darauf kam auch schon der junge Prinz herein, das Paar verbeugte sich vor dem Ahnenschrein und ging dann glücklich in das Schlafgemach hinüber.

In dem Augenblick aber, da der Bräutigam sich zur Ruhe begeben wollte, fing er plötzlich an zu wanken, er wurde bleich und preßte die Hände an die Brust.

„Wehe, mein Herz!“ konnte er nur noch rufen und sank auch schon bewußtlos zu Boden. Die Neuvermählte ließ alle Scham beiseite, umarmte und streichelte ihn und fragte besorgt, ob er denn krank geworden sei. Der junge Prinz lag jedoch regungslos da und konnte keine Antwort geben.

„Mein armer Herr leidet schon lange an Herzanfällen“, erklärte ihr der alte Diener. „Was sollen wir jetzt tun? Es gibt nur ein einziges Mittel, das ihm helfen könnte: Menschenhirn! Wie aber sollen wir das hier bekommen? Sein Vater hat stets, wenn so ein Anfall kam, rasch einen Verbrecher hinrichten lassen — aber wir — —?“

„Genügt vielleicht das Hirn eines Toten?“ fragte die junge Frau. „Mein Gatte ist doch erst vor zwölf Tagen gestorben, vielleicht könnte ich seinen Sarg

aufbrechen und sein Hirn holen?“

„Würden Sie das wirklich tun?“ erkundigte sich der Diener erleichtert.

„Aber freilich!“ rief Frau Dschuang sofort. „Was gehen mich denn schließlich die alten Knochen meines Gatten an?“ Sie holte sogleich ein Beil und eilte in die rückwärtige Kammer. Vor dem Sarge angekommen, hieb sie mit aller Kraft mit dem Beil darauf los, bis der Deckel in Stücke ging.

Auf einmal kam es ihr vor, als ob sie ein leises Stöhnen vernommen hätte. In demselben Augenblick kam langsam aus dem Sarg eine Hand heraus und schob den zertrümmerten Deckel beiseite. Frau Dschuang fiel vor Schrecken das Beil aus den Händen. Starr vor Entsetzen sah sie, wie Dschuang-Tse sich aufrichtete, dem Sarg entstieg und, ohne sie anzusehen, gemächlich aus dem Zimmer ging.

Zitternd und bebend lief sie in die Halle zurück, um ihrem Bräutigam zu erzählen, was sie soeben Furchtbare gesehen, doch dieser war samt seinem Diener verschwunden! Da trat von der anderen Seite der verstorbene Geklaubte herein.

„Wie glücklich bin ich...“ stotterte Frau Dschuang. „Tag und Nacht hoffte ich stets, der... Himmel werde dich mir... wiedergeben...“ versuchte sie ihm einzureden. „Heute nacht vernahm ich plötzlich einen Laut in der Kammer... wer weiß, vielleicht ist mein geliebter Gatte doch wieder zum Leben gekommen, sagte ich mir und holte ein Beil...“

„Sei bedankt für deine große Güte“, unterbrach sie Dschuang-Tse. „Doch sag mir nur, weshalb bist du eigentlich so festlich gekleidet?“

„Ich... mußte dich doch... würdig empfangen...“

antwortete die Frau stockend und verlegen.
„Ach so!“ rief ihr Mann. Dann streckte er langsam die Hand aus, und mit einemmal standen der schöne junge Prinz und sein Diener im Zimmer. Bestürzt wollte Frau Dschuang die beiden vor ihrem Gatten verbergen, doch als sie zu ihm hinsah, war er verschwunden. Und in dem Augenblick, da sie nach dem Prinzen und dessen Diener blickte, waren auch diese beiden nicht mehr zu sehen. Da erkannte sie, zu Tode beschämt, daß ihr Gatte sie mit seinen geheimen Künsten nur auf die Probe gestellt hatte. Dschuang-Tse aber verließ das Haus und wanderte in die Berge. Geheiratet hat er nie mehr wieder.

Sorgen

Herr Schen liebte es, sich die Geschichten der wandernden Märchenerzähler anzuhören.
Eines Tages begleitete er einen seiner Freunde in die Stadt; und als er am Markte einen Märchenerzähler sah, verabschiedete er sich von seinem Begleiter und blieb stehen, um sich wieder einmal eine Geschichte vorsagen zu lassen.
Der Mann erzählte gerade Szenen aus der Zeit der Belagerung der Hauptstadt. Als er zu der Stelle kam, da General Yang sich von allen Getreuen verlassen sah und es in der Stadt weder Kriegsmaterial noch Waffen gab, war Herr Schen so bewegt und erschüttert, daß er alles dafür hergegeben hätte, um diesem armen General aus seiner bedrängten Lage zu helfen.



Inzwischen war sein Freund wiedergekommen, und da es schon spät war, konnte Schen dem Märchen-erzähler nicht noch länger zuhören, sondern mußte nach Hause gehen.

Tagelang wurde Herr Schen die Sorgen nicht los.

„Ach, wenn ich diesem armen General Yang doch hätte helfen können!“ rief er einmal um das andere.

„Ist es nicht schrecklich, daß ein so edler Mann wie er in eine so schlimme Lage hat kommen müssen!“ Das Schicksal des Generals rührte ihn so sehr, daß er in Gedanken an ihn gar nicht recht essen und schlafen konnte.

„Laß dir diese Erzählung doch nicht so zu Herzen gehen!“ riet ihm sein Freund. „Wenn du immer an diesen General denkst, wirst du noch krank! Komm und laß uns wieder einmal in die Stadt gehen, du mußt auf andere Gedanken kommen!“

Sie gingen also wieder zusammen in die Stadt. Schens Freund bemühte sich, mit ihm die verschiedensten Zerstreuungen aufzusuchen, und Schen war bald nicht mehr so traurig und vergaß eine Weile den General.

Als sie den Rückweg antreten wollten, sahen sie aus einer Seitenstraße einen alten Mann mit einem schweren, langen Bambusstock kommen.

„Wie entsetzlich!“ rief Schen voll Mitleid. „Dieser arme alte Mann! Sieh nur, wie schwer er an dieser Stange schleppt! Hast du bemerkt, was für eine scharfe Spitze sie hat? Wenn er sich nur nicht sticht! Wie bitter ist das Los dieses armen Menschen! Ach, wenn ich ihm nur helfen könnte!“

Da nahm ihn der Freund am Arm und führte ihn nach Hause.

Doch Schen konnte den alten Mann mit seiner Bambusstange nicht vergessen. Von früh bis abends dachte er nur noch an ihn. Die Familie bemühte sich, Schen aufzuheitern, aber seine Gedanken kreisten stets von neuem um den Alten. Schließlich ließ Schens Vater eine Wahrsagerin kommen und bat sie, sie möchte trachten, seinen Sohn davon abzubringen, sich immer anderer Leute wegen zu sorgen und zu kränken.

„Warum denken Sie immer nur an das Leid fremder Menschen?“ fragte die Frau, als sie Schens Handlinien angesehen hatte. „Sie selbst sind doch in viel größerer Gefahr als die anderen! Wissen Sie denn nicht, daß Sie schwer krank sind und bald sterben müssen? Schade, daß Ihr Schicksal in Ihrem nächsten Leben ein sehr schweres sein wird! Sie werden — wie ich eben sehe — als Mädchen wiedergeboren werden und sich mit einem Manne verheiraten, der ungemein böse und grausam ist!“

Als Schen dies hörte, wurde er noch kränker als zuvor. Die Familie wußte sich nun wirklich nicht mehr zu helfen.

„Grüble doch nicht soviel und kümmere dich nicht um das Los fremder Menschen!“ redeten seine Freunde ihm zu. „Lebe friedlich weiter, dann wirst du sicher bald wieder gesund und fröhlich sein!“

„Ihr irrt euch, meine Lieben!“ antwortete Schen bitter. „Wenn ihr wollt, daß ich wieder stark und heiter werde, dann müßte erst General Yang aus der Belagerung befreit werden, der arme alte Mann, den ich gesehen habe, dürfte keine so schweren Lasten mehr zu tragen haben und ihr müßtet mir helfen, daß sich in meinem nächsten Leben mein böseartiger

und grausamer Mann bald von mir scheiden läßt!“

Ungeduld

Ein Mann saß mit seinem Freunde plaudernd beim Ofen. Da sah er plötzlich, daß der Mantel seines Besuchers dem Feuer zu nahe gekommen und bereits ein wenig versengt worden war.

„Ich möchte dir gerne etwas sagen“, erklärte er langsam und höflich. „Ich fürchte nur, du wirst mir vielleicht zürnen, wenn ich es tue! Sage ich es dir aber nicht, dann könntest du dies später als Unaufrichtigkeit ansehen! Deshalb möchte ich dich auch jetzt schon bitten, mir nicht böse zu sein und mir zu versprechen, daß du mir verzeihst. Tust du das, dann will ich es also wagen, zu sprechen.“

„Was redest du denn da so lange herum!“ rief sein Freund aufgeregt. „Wenn du mir etwas zu sagen hast, dann tu es doch gleich! Diese ewigen Umschweife machen mich wild!“

Der Mann überlegte eine Weile hin und her.

„Gut“, sagte er. „Du sollst es also wissen. Das Feuer hat den Rand deines Mantels versengt!“

Der Freund fuhr entsetzt auf, doch es war schon zu spät, sein Mantel war fast schon zur Hälfte verbrannt.

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt!“ rief er außer sich vor Wut. „Hättest du mich gewarnt, wäre mein Mantel noch zu retten gewesen!“

„Alle Leute behaupten, daß du sehr ungeduldig und aufbrausend bist“, sagte der Mann. „Ich habe Angst

gehabt, du könntest dich aufregen und zornig werden! Die Leute haben wirklich recht, du bist schon wieder, wie ich sehe, jähzornig und wütend.“

Das gute Urteil

Tschang-Fu-Tsu, ein Landwirt, war so reich, daß er schon gar nicht mehr wußte, was er mit seinem vielen Geld anfangen solle. Da er aber trotz seines riesigen Vermögens so geizig war, daß er nie genug bekommen konnte, entschloß er sich, Geld gegen hohe Zinsen zu verleihen und sich auch auf diese Weise wieder Gewinn zu sichern.

Sein Nachbar, ein braver Tuchhändler namens Li-Tschao-Min, trug sich schon seit langem mit der Absicht, sein Geschäft zu vergrößern. Da es ihm jedoch bisher an dem nötigen Kapital gefehlt hatte, um beträchtlichere Posten von Waren einkaufen zu können, war er recht froh zu hören, daß Tschang-Fu-Tsu bereit war, ihm Geld zu borgen. Er ließ sich von ihm eine Summe von zweitausend Goldstücken aus und schloß mit ihm einen Vertrag, demzufolge er sich verpflichtete, ihm das Geld samt Zinsen nach Jahresfrist wieder zurückzugeben.

Da Li-Tschao-Min ein sehr fleißiger, rühriger Mann war und eigentlich immer nur sein Geldmangel schuld daran gewesen war, daß er nicht genügend Geschäfte hatte machen können, blühte sein Handel, nachdem er sich das Geld verschafft hatte, rasch auf, und er konnte schon früh beginnen, kleinere oder größere Summen für Tschang-Fu-Tsu zurück-

zulegen. Nach kaum einem halben Jahr brachte er dem Nachbarn übergücklich eintausendachtthundert Goldstücke zurück und erklärte lächelnd, daß er alle Hoffnung habe, den Rest der Summe einschließlich der Zinsen in weiteren drei Monaten gleichfalls zurückerstatten zu können. Da er mit Tschang-Fu-Tsu auf recht gutem Fuße stand, verlangte er keine Bestätigung für die bereits zurückgegebene Summe, und auch auf dem Schuldschein selbst wurde nicht vermerkt, daß ein Teil des Geldes schon zurückerstattet worden war.

Als der Tuchhändler kurze Zeit darauf wieder bei Tschang-Fu-Tsu erschien und ihm die restlichen zweihundert Goldstücke und die Zinsen brachte, leugnete dieser, jemals die erste Summe erhalten zu haben.

„Eine Schuld ist eine sehr ernste Sache“, erklärte er. „Hätte ich die achtzehnhundert Goldstücke bekommen, wäre der Schuldschein vernichtet worden, oder ich hätte eine Bestätigung geschrieben! Es steht doch im Verträge ausdrücklich fest, daß die Summe erst nach Jahresfrist zurückgegeben werden muß. Wer in der Welt wäre da so töricht gewesen, sie schon vor dieser Zeit zu mir zu bringen? Es muß ein Irrtum sein! Ich habe heute die zweihundert Goldstücke bekommen, aber von der ersten Rate weiß ich nichts!“

Li-Tschao-Min war außer sich vor Empörung, als er dies hörte. Er eilte am nächsten Morgen sofort zu Gericht, um eine Anzeige gegen den betrügerischen Nachbarn einzureichen. Als er jedoch dem Richter seine Klage vorbringen wollte und nicht einen einzigen Zeugen anzugeben vermochte, wies ihn dieser

augenblicklich ab, und Li-Tschao-Min mußte noch froh sein, daß er nicht obendrein eingesperrt wurde. Verzweifelt und vollkommen niedergebroschen suchte er hierauf den Bezirkspräfekten Teng-Dschuang auf, der den Ruf genoß, ein gewissenhafter und gütiger Mensch zu sein.

„Es geht um meine ganze Habe, Herr Präfekt!“ jammerte Li-Tschao-Min. „Wenn Ihr mir nicht zu meinem Recht verhelfen könnt, bleibt mir nur der Tod!“

Anfangs wollte auch der Präfekt ihm keinen Glauben schenken, doch Li-Tschao-Min bat und flehte so lange, bis der Präfekt sich seiner erbarmte und ihm versprach, in der Sache sein möglichstes zu tun.

„Wäre nur mein Geld verloren,“ sagte Li-Tschao-Min, „dann würde ich den Betrug ja eher verwinden! Hier steht aber doch auch der Ruf meines guten Namens auf dem Spiele! Wie könnte ich es überleben, meine Familie in Schande zu bringen?“

„Nun, wir werden ja sehen!“ beruhigte ihn der Präfekt und befahl ihm, für eine Weile in den Hof zu gehen und dort zu warten. Dann, als Li-Tschao-Min gegangen war, ließ er ein paar Gerichtsdienner kommen und trug ihnen auf, Tschang-Fu-Tsu zu verhaften. „Die Räuber, die hier in der Nachbarschaft vor kurzem eingebroschen haben, sind jetzt von mir einvernommen worden“, erklärte er ihnen. „Die Leute haben gestanden, die Tat begangen zu haben, und angegeben, daß auch der Landwirt Tschang-Fu-Tsu mit ihnen im Bunde war. Bringt diesen Mann also sofort hierher. Hütet euch aber, viel Aufsehen zu machen oder seine Familie zu erschrecken!“

Bald darauf kamen die Diener mit Tschang-Fu-Tsu

zurück. „Wie kann ein reicher, angesehener Mann wie Ihr“, fuhr ihn der Präfekt an, „sich mit einer Bande von Räufern einlassen? Was ist Euch eingefallen, mit diesen Leuten gemeinsame Sache zu machen? Habt Ihr denn keine Angst vor den Gesetzen?“

Tschang-Fu-Tsu verstand nicht, was der Präfekt von ihm wollte.

„Aber... Herr Präfekt...“ stammelte er, „ich bin doch ein... redlicher... Landwirt... ich habe... doch niemals... mit Räufern Umgang... gepflogen!“

„Mir ist es ja auch unverständlich, wie Ihr, der Ihr als rechtschaffener Mensch geltet, plötzlich gemeinsam mit bekannten Dieben plündern gehen konntet!“ sagte der Präfekt. „Da die vier Leute aber gestanden haben, daß Ihr an diesem letzten Einbruch beteiligt wart, muß ich ihnen ja doch Glauben schenken. Die Beute soll größtenteils aus Seide, Gold, Schmuckstücken und Wertpapieren bestehen! Was habt Ihr zu Eurer Verteidigung zu sagen?“

„Aber Herr Präfekt!“ rief Tschang-Fu-Tsu, „ich habe doch selbst genug Schmuck und Geld, wie hätte es mir einfallen sollen, andere Leute zu bestehlen? Ich begreife gar nicht, wie diese Räuber dazu kommen, meinen Namen zu nennen!“

„Da Ihr so hartnäckig leugnet, bei diesem Einbruch dabei gewesen zu sein,“ meinte der Präfekt, „wird es wohl das beste sein, wenn ich mich selbst von der Wahrheit Eurer Worte überzeuge! Ich hoffe, es wird Euch gelingen, Euch von dem Verdacht rein zu waschen! Schreibt augenblicklich nieder, was für Wertgegenstände, Seidenwaren, Schmuckstücke und Geldsummen Ihr jetzt in Eurem Hause habt! Ich

werde mich dann selbst dahin begeben und nachsehen, ob Eure Angaben auf Richtigkeit beruhen! Finde ich dort etwas vor, das Ihr jetzt nicht hier angegeben habt, dann allerdings wird es Euch schlecht ergehen! Es liegt jetzt an Euch, mir zu beweisen, daß Ihr mit dem gestohlenen Gut nichts zu tun gehabt habt!“

Tschang-Fu-Tsu beeilte sich, alle Schafe, Pferde und Ochsen, die in seinem Besitz waren, aufzuzählen. Dann gab er die Zahl der von seiner Frau und Schwiegertochter gewebten Seidenstoffe, der Schmuckstücke und der ihm von seinen Schuldnern übergebenen Pfandbriefe an. Schließlich erklärte er, auch einen Sack mit achtzehnhundert Goldstücken im Hause zu haben, eine Schuld, die ein Nachbar vor kurzem beglichen habe.

Kaum hatte er ausgesprochen, schlug der Präfekt mit der Hand auf den Tisch.

„So!“ rief er wütend. „Jetzt habt Ihr Euch verraten! Ein Dieb seid Ihr nicht, aber ein Betrüger! Euren armen ehrlichen Nachbarn habt Ihr hintergehen wollen!“ Er ließ sogleich Li-Tschao-Min holen und hereinführen.

„Hier ist Euer Nachbar!“ rief er drohend zu Tschang-Fu-Tsu. „Wollt Ihr auch jetzt noch leugnen, die achtzehnhundert Goldstücke bekommen zu haben?“

Tschang-Fu-Tsu sah ein, daß er von dem Präfekten in eine Falle gelockt worden war, und gab es daher auf, weiterhin zu behaupten, er habe das Geld nicht erhalten. Er mußte Li-Tschao-Min sofort den Schuldschein zurückgeben und im Gerichtsgebäude bleiben, um seine Strafe anzutreten.

Herr Lehrer, Sie haben gelogen!

Der Lehrer Wang war ein recht schläfriger Mann. Während des Unterrichtes düste er manchmal ein und schnarchte. Seine Schüler machten es sich dann auch recht bequem und manche schliefen gleichfalls.

Eines Tages wachte der Lehrer durch ein Geräusch vorzeitig auf und entdeckte zu seiner Empörung, daß einer der Schüler eingeschlafen war.

„Wie kannst du dich unterstehen, zu schlafen?“ rief er aufgebracht. „Ich bin ein alter Mann! Wenn ich schlafe, dann ist das etwas ganz anderes! Überhaupt schlafe ich ja gar nicht, sondern meditiere! Ich spreche dann mit Tschou-Kung, Kung-Tse und den übrigen alten Weisen! Du aber bist ein Kind und hast kein Recht, dir bei Tag Schlaf zu erlauben!“

Am nächsten Tage wachte der Lehrer durch ein Geräusch abermals früher auf und fand den selben Schüler wieder schlafend.

„Das ist doch unerhört!“ rief er entrüstet. „Jetzt schläfst du schon wieder! Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen?“

„Herr Lehrer!“ sagte der Schüler. „Ich habe ja auch nur meditiert und nicht geschlafen! Auch ich habe im Traume mit Tschou-Kung, Kung-Tse und den anderen Weisen gesprochen!“

„So?“ rief der Lehrer spöttisch. „Was haben sie denn gesagt?“

„Ganz sonderbare Sachen, Herr Lehrer!“ antwortete der Schüler. „Tschou-Kung und Kung-Tse haben steif und fest behauptet, sie hätten Sie gestern nicht gesehen!“

Das Bündnis der Mäuse

Eine Maus, die in einer Ölfabrik wohnte, traf auf einem Spaziergang eine Maus, die in einem Reismagazin lebte. Die Maus aus der Ölfabrik hatte ein herrlich glänzendes, geschmeidiges Fell. Die andere aus dem Reismagazin war sehr kräftig und dick. Als die beiden eine Weile miteinander geplaudert hatten, kamen sie auch auf ihre häuslichen Angelegenheiten zu sprechen und erzählten sich, wie sie beide ihren Lebensunterhalt bestritten. Schließlich erkannten sie, daß es für sie doch eigentlich das beste wäre, wenn sie von nun an zusammenarbeiten würden. Sie schlossen daher ein Bündnis und gelobten sich gegenseitig Hilfe und Treue.

Am nächsten Tage kam die Maus aus der Ölfabrik zu ihrer Freundin aus dem Reismagazin zu Besuch. Sie wurde dort herrlich bewirtet, und die beiden aßen soviel Reis, wie sie nur konnten. Dann begleitete die Gastgeberin ihre Freundin in die Ölfabrik zurück. Die Maus aus der Ölfabrik wollte sich hierauf gerne für das gute Essen, das sie bekommen, erkenntlich zeigen und lud daher ihre Besucherin ein, mit ihr jetzt Öl zu trinken. Die einzige offenstehende Flasche war aber leider schon fast leer. Die zwei Freundinnen berieten sich eine Weile und kamen dann auf einen ganz guten Plan. Die Maus aus der Ölfabrik nahm den Schwanz ihrer Besucherin in das Maul, und diese konnte sich nun in die Ölfflasche hinunterlassen und trinken, ohne Gefahr zu laufen, ertrinken zu müssen. Das Öl, ein Getränk, das für sie einen besonderen Genuß bedeutete, schmeckte ihr so ausgezeichnet, daß die andere Maus von der Anstren-

gung des Schwanzhaltens müde und ungeduldig wurde.

„Hör doch endlich auf zu trinken!“ rief sie ärgerlich. „Ich bin schon ganz matt! Hast du denn noch immer nicht genug bekommen?“

Die andere aber hörte nicht auf sie, und es war ihr vollkommen gleichgültig, daß ihre Freundin müde war.

Da riß der anderen die Geduld. Sie machte das Maul auf, und ihre Besucherin fiel in das Öl.

„Wir haben zwar ein Bündnis geschlossen, und ich bin natürlich auch gerne bereit, dir immer zu helfen, aber heute kann ich leider nicht mehr!“ sagte sie lächelnd und lief davon.

Pien-Dschuang-Tse

Pien-Dschuang-Tse war ein stolzer, mutiger Offizier. Er lebte mit seiner alten Mutter, die er auf das sorgsamste betreute.

Sein Herrscher hatte ihn mit der Führung in drei großen Feldzügen betraut, aber Pien-Dschuang-Tses Truppen wurden in diesen drei Feldzügen jedesmal geschlagen. Beschämt kehrte er zurück und ließ alle Schmähreden über sich ergehen, ohne sich zu töten.

„Ich muß für meine Mutter sorgen“, erklärte er seinen Freunden. „Sie hat nur mich allein. Was sollte aus ihr werden, wenn ich aus diesem Leben ginge?“

Einige Jahre später starb die Mutter Pien-Dschuang-Tses. Nachdem die Trauerfeierlichkeiten vorüber waren, meldete sich Pien-Dschuang-Tse sofort bei

General Lu und sagte: „Ich bitte um einen Auftrag. Laßt mich versuchen, das, was ich früher verschuldet habe, gutzumachen!“

Schon in dem nächsten Feldzug gelang es ihm, die Feinde zu besiegen, und auch in zwei weiteren Schlachten fügte er den Gegnern große Niederlagen zu und ging erfolgreich aus allen Kämpfen hervor.

Als er nach dem dritten Siege bei seinem General erschien, sagte er, sich verbeugend: „Es ist mir gelungen, meine Niederlagen durch Siege wieder weltzumachen. Dreimal habe ich Mißerfolg gehabt und mich mit Schmach beladen. Seinerzeit konnte ich nicht sterben, denn ich mußte für meine Mutter sorgen. Heute ist sie nicht mehr, ich kann meine Schande nun sühnen!“

Damit nahm er ein Schwert und gab sich den Tod.

Dschuang-Tsin warnt den Kaiser

„Habt Ihr schon einmal die Libellen, die zwischen Himmel und Erde umherschweben, beobachtet?“ fragte Dschuang-Tsin eines Tages den Kaiser.

„Was wollt Ihr damit sagen?“ erkundigte sich dieser.

„Nach unten hin picken diese Libellen nach den Mücken, um sie zu fressen“, erwiderte Dschuang-Tsin. „Nach oben hin trinken sie den Tau des Himmels. Sie dünken sich außer aller Gefahr und ahnen nicht, daß ein kleiner Junge da ist, der bereits den Zucker gekocht hat, mit dem er ein Stück Seide leimen wird, um sie zu fangen. Bald wird er sie

damit herabziehen, und sie werden den Ameisen als Speise dienen!“

„Was habt Ihr mir noch zu sagen?“ fragte der Kaiser.

„Habt Ihr schon einmal die Schar der Spatzen beobachtet?“ erkundigte sich Dschuang-Tsin weiter. „Sie fliegen zur Erde nieder, um weiße Getreidekörner zu naschen, dann steigen sie wieder auf, ruhen auf einem Ast oder tummeln sich munter umher. Sie glauben, ganz außer Gefahr zu sein, und ahnen nicht, daß bereits ein paar Edelleute am Wege sind, die mit ihren Armbrüsten nach ihnen schießen werden. Augenblicklich sind diese Spatzen noch unbekümmert und heiter, abends aber, da werden sie, schon gekocht und mit Salz und anderen Gewürzen bereitet, auf den Schüsseln liegen!“

„Sprecht weiter!“ befahl der Kaiser.

„Auch auf die Wildgänse solltet Ihr achten!“ sagte Dschuang-Tsin. „Über die Meere und Flüsse kreisend, stoßen sie hernieder, um Aale und andere Fische zu fangen. Dann nippen sie an den Pflanzen und schwingen sich wieder munter hinauf in die Lüfte. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß ihnen Gefahren drohen könnten. Wie sollten sie wissen, daß in der Nähe schon einige Schützen sind, die ihre Pfeile richten und ihre Bogen spannen! Es wird nicht mehr lange dauern, und die armen Vögel werden getroffen auf der Erde liegen und von den Köchen für das Abendessen zubereitet werden.“

„Habt Ihr mir noch etwas zu sagen?“ fragte der Kaiser.

„Seht doch einmal, was die Fürsten von Tsi treiben!“ sagte Dschuang-Tsin. „Gemütlich spazieren sie über

das Kao-Pi-Plateau nach dem Norden, steigen auf den Wu-Schan hinauf und erquicken sich an den kühlen Wassern der Bäche und an den herrlichen Fischen. Unbekümmert wandern sie dahin, mit ihren Geliebten im Gefolge. Sie fragen nicht darnach, wie es um die Angelegenheiten des Staates steht. Wie sollten sie es auch erfahren haben, daß Tse-Fa schon von Lin-Wang den Befehl erhalten hat, sie zu verfolgen und gefesselt zurückzuführen?“

„Sprecht weiter!“ drängte der Kaiser.

„Seht Euch doch einmal in Eurem eigenen Reiche um!“ sagte Dschuang-Tsin. „Zu Eurer Linken geht Euer Günstling Tschou-Lo, zu Eurer Rechten Hsiao-Ho, und hinter Eurem Wagen führen die Günstlinge Yen-Lin-Dschün und Scho-Lin die Menge an. Gemächlich essen sie sich an den Speisen, die für die Hofafel gehören, satt und nehmen von dem Golde, das Eure Schatzkammer birgt. Heiter galoppieren sie von einem Orte zum anderen und kümmern sich nicht um die Zustände im Lande. Wie sollten sie es auch ahnen, daß die Feinde bereits den Befehl gegeben haben, die Pässe mit Truppen zu besetzen und sie beide gefangenzunehmen?“

Kaiser Wu-Ti und der Gelehrte

„Mein ganzes Leben lang war ich bestrebt, anderen Leuten Wohltaten zu erweisen“, sagte Kaiser Wu-Ti der Liang-Dynastie zu Ta-Mo-Tsu-Tse, einem Gelehrten. „Meint Ihr, daß ich mir nun genügend Verdienste erworben habe?“

„Ihr habt Euch gar keine Verdienste erworben“, erwiderte dieser dem Kaiser. „Ihr habt Wohltaten geübt, weil Ihr Euch durch sie Verdienste erwerben wolltet, folglich sind diese Taten keine verdienstvollen gewesen!“

Es ist schwer, es seinem Vater recht zu machen

„Ich habe heute nur noch Kuhfleisch, hüte dich aber, dies den Kunden zu sagen!“ erklärte ein Metzger eines Tages seinem etwas beschränkten Sohne.

Kurz darauf kam ein Käufer, musterte das Fleisch von allen Seiten und sah es mißtrauisch an.

„O nein, das ist kein Kuhfleisch!“ sagte der Sohn des Metzgers prompt.

Da ließ der Kunde von dem Kauf ab und ging fort.

„Ich habe dir doch eigens aufgetragen, nicht zu sagen, daß dies Kuhfleisch ist!“ wies der Metzger seinen Sohn zurecht.

„Aber Vater!“ rief dieser, „ich habe doch gesagt, daß es kein Kuhfleisch ist!“

„Das ist ja der Fehler!“ entgegnete der Metzger.

„Du hättest überhaupt nicht sagen sollen, ob es Kuhfleisch ist oder nicht!“

Nicht lange darauf stellte sich wieder ein Käufer ein.

„Die Haut des Fleisches ist aber merkwürdig dick!“ meinte er zum Sohne des Metzgers. „Ich bin sicher, dies ist Kuhfleisch!“

Der Sohn des Metzgers schwieg und gab keine Ant-

wort. Der Kunde ging hierauf natürlich davon.
„Seht nur, Vater!“ rief der Sohn des Metzgers.
„Jetzt habe ich, so wie Ihr wolltet, gar nichts gesagt,
und der Käufer ist trotzdem weitergegangen!“

Der Arzt und sein Sohn

Ein Arzt hatte einem Kranken eine falsche Diagnose gestellt, ihn nach dieser behandelt, und der Mann war darauf gestorben.

Die Familie des Patienten ging wütend zum Richter, und dieser veranlaßte, daß der Arzt zur Strafe auf eine einsame Insel verbannt wurde.

Eines Nachts sprang der Arzt ins Wasser und schwamm ans Land. Als er in sein Haus kam, studierte sein Sohn eben medizinische Werke.

„Laß das Studieren von diesen dummen Büchern“, sagte er zu ihm. „Es ist besser, du übst dich im Schwimmen!“

Die schlauen Nachbarn

Ein alter Gelehrter konnte keinen Lärm vertragen. Zu seinem größten Leide war nun aber sein Nachbar zur Rechten ein Schmied und der zur Linken ein Tischler. Wenn der eine gerade einmal nicht auf dem Amboß herumhämmerte, war der andere sicher dabei, Holz unter großem Lärm zu sägen, oder aber sie machten beide gleichzeitig Spektakel.



Eines Tages hielt der Gelehrte es nicht mehr aus, ging zu den beiden und versprach ihnen, den Umzug zu bezahlen und ihnen obendrein noch wertvolle Geschenke und Geld zukommen zu lassen, wenn sie ihre Häuser aufgeben möchten. Die beiden erklärten sich schließlich einverstanden, und der erste Tag der nächsten Woche wurde für die Übersiedlung bestimmt.

Außer sich vor Glück ließ sich der Gelehrte in den nächsten Tagen anstandslos jeden Lärm gefallen und konnte es nicht erwarten, den ersten Tag der nächsten Woche anbrechen zu sehen.

Kaum war der ersehnte Tag gekommen, als er morgens wieder, vom Lärm einer Säge und dem eines Hammers aufgeschreckt, aus dem Schlafe fuhr. Entgeistert sah er, daß der Tischler in das Haus des Schmiedes und der Schmied in das Haus des Tischlers gezogen war!

A r m u t

Die beiden Studenten Wu und Ti waren sehr arm, aber bekannt wegen ihres großen Fleißes. Wu studierte bei Glühwürmchenlicht und Ti beim Leuchten des Schnees.

Eines Tages suchte Ti seinen Freund Wu in dessen Hause auf, traf ihn jedoch nicht an.

„Er ist fortgegangen, um Glühwürmchen zu fangen“, sagten die Nachbarn.

Einige Zeit darauf machte Wu sich auf, um seinem Freund Ti einen Besuch zu machen, doch traf er

diesen nicht zu Hause an.

„Das Wetter ist zu schön!“ erklärten die Nachbarn.
„Er ist spazierengegangen. Er kann heute nicht studieren, es gibt keinen Schnee.“

Die untröstliche Witwe

Der Kaufmann Wang-Li war unerwartet gestorben. Weinend und klagend saß seine Gattin neben der Bahre, und niemand vermochte sie zu trösten.

„Ach, ich Unglückselige! Warum hast du mich verlassen?“ jammerte sie, sich über den Toten werfend.
„Wie gerne wäre ich mit dir gemeinsam in den Tod gegangen! Was soll mir jetzt, da du nicht mehr bist, mein Leben noch bedeuten?“

In diesem Augenblick erhob sich ein Sturm und wehte ihre Haare um einen Nagel des Sarges. Außer sich vor Entsetzen, meinte die Frau, ihr Gatte sei wieder zu Leben gekommen und wolle sie holen.

„Laß mich! Laß mich!“ schrie sie auf. „Ich will noch nicht sterben! Ich will noch nicht sterben!“

Der Briefschreiber

Lo-Tiens Schwiegermutter war ganz plötzlich gestorben. Noch am selben Tage, da die Nachricht kam, eilte Lo-Tien in die Stadt, um einen Kalligraphen aufzusuchen. „Ich möchte meinem Schwiegervater einen Beileidsbrief schicken“, sagte er zu dem Manne.

„Könnt Ihr diesen für mich schreiben?“

„Gewiß, gewiß!“ versicherte dieser. Er holte sogleich ein dickes Buch herbei und blätterte darin eine Weile. Aber trotz langem Suchen konnte er kein einziges Kondolenzschreiben zum Tode einer Schwiegermutter finden. So sagte er weiter nichts, sondern schrieb eines der Beileidschreiben zum Hinscheiden eines Schwiegervaters für Lo-Tien ab.

Kurze Zeit darauf suchten die Verwandten der Verstorbenen Lo-Tien auf und fragten ihn verwundert, weshalb er denn zum Tode des Schwiegervaters und nicht zu dem der Schwiegermutter kondoliert habe.

Empört lief Lo-Tien am nächsten Tage in die Stadt, um den Kalligraphen zur Rede zu stellen.

„Weshalb seid Ihr so aufgeregt?“ fragte der Mann.

„Ich habe keinen falschen Brief geschrieben; der Fehler liegt einzig in Ihrer Familie: es ist die falsche Person gestorben!“

Kindesliebe

O-Suis Mutter war schon früh gestorben. Solange sie noch am Leben gewesen war, hatte ihr O-Sui mit vorbildlicher Kindesliebe gedient. Doch auch nach ihrem Tode gedachte er ihrer noch mit der gleichen Liebe und Sorgsamkeit. Er erinnerte sich, daß sie sich zeitlebens sehr vor Gewittern gefürchtet hatte, und so ging er jedesmal, wenn es donnerte, zu ihrem Grabe, um sie zu beruhigen und zu trösten.

„Fürchtet Euch nicht, Mutter“, sagte er dann leise.

„Euer Sohn ist bei Euch und wird Euch schützen!“

Beherrschung

Hsieh-An war ein berühmter Staatsmann und Gelehrter. Von ihm konnte man wahrhaftig sagen, daß er ein ausgeglichener Mann war. Es gab niemand im Lande, der ihn einmal zornig oder unbeherrscht gesehen hätte. Er war stets ruhig, gleichmütig, würdevoll und heiter. Jedermann liebte und verehrte ihn.

Zur Zeit, da die Hauptstadt von dem Fürsten von Fu-Kien bedroht war, hatte Hsieh-An seinen jüngeren Bruder Hsieh-Shih und seinen Neffen Hsieh-Huan mit der Führung der Truppen betraut. Der Feind war stark in der Übermacht, und die Soldaten des Fürsten von Fu-Kien galten als sehr mutig und tüchtig.

Obwohl sich Hsieh-An große Sorgen um den Ausgang dieses Feldzuges machte, ließ er äußerlich nicht das geringste von seiner Unruhe merken. Um die anderen nicht schwankend zu machen, blieb er stets still und gelassen wie zuvor. Er wohnte weiterhin im Palast des Kaisers und vertrieb sich nach wie vor die Zeit mit seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Schachspiel.

Als er abends einmal wieder mit einem Freunde beim Schachbrett saß, traf gerade ein Bote von Hsieh-Shih und Hsieh-Huan mit einer Nachricht aus dem Felde ein. Hsieh-An öffnete das Schreiben und las es, ohne die Schachfigur, die er gerade in der Hand hielt, wegzulegen, flüchtig durch. Dann führte er gleichmütig den Zug aus, den er vorher im Sinn gehabt hatte.

„Habt Ihr gute oder schlechte Botschaften bekommen?“ fragte ihn sein Mitspieler.

„Mein Bruder und mein Neffe sind recht erfolgreich gewesen“, antwortete Hsieh-An kurz und bescheiden.

Erst abends, als er sich zur Ruhe begeben hatte, ließ er seiner Freude vollen Lauf. Immer wieder las er jetzt das Schreiben, das ihm der Bote gegeben und das nicht weniger besagte, als daß die beiden jungen Leute einen ganz außergewöhnlichen Sieg errungen hatten und der Feind trotz seiner großen Übermacht vernichtend geschlagen worden war.

Die überführten Mörder

Der Präfekt eines kleinen Bezirkes fuhr eines Abends mit seinen Freunden in einem Boot auf den See hinaus. Da erblickte er im Scheine des Mondes eine Leiche, die im Wasser trieb. Er ließ sich sogleich an diese Stelle rudern und entdeckte, daß der Tote an den oberen Teil eines Mahlsteines angeseilt war. Auf seinen Befehl wurde die Leiche ans Land gebracht. Der grausige Fund mußte streng geheimgehalten bleiben.

Am nächsten Tage schickte der Präfekt einen Diener mit einer Fuhre Reis in das Dorf, damit dieser sich unauffällig erkundige, wessen Mahlsteine nicht in Ordnung seien.

Der Mann ging von einem Hause zum anderen und fragte überall an, ob er seinen Reis mahlen lassen könne. Wenn man ihm eine bejahende Antwort gab, versprach er stets, in einigen Stunden wieder kommen zu wollen. Nur in einem der letzten Häuser

erhielt er eine abschlägige Antwort.

„Mein Mahlstein muß erst ausgebessert werden“, sagte ihm eine junge Frau.

Der Diener stellte sich böse und erklärte, er halte dies bloß für eine Ausrede, er wolle den Stein sehen.

„Aber wirklich!“ beteuerte die Frau. „Mein Mahlstein ist gebrochen, ich kann Euch den Reis nicht mahlen! Kommt und seht selbst!“

Der Mann ging mit ihr ins Haus und sah, daß der obere Teil des Mahlsteins fehlte. Er verabschiedete sich daher kurz und ging zu seinem Herrn zurück, um ihm Meldung zu erstatten.

Der Präfekt ließ den Mann der jungen Frau am nächsten Morgen ins Gerichtsgebäude rufen. So wie er erwartet hatte, erschien nicht er selbst, sondern dessen Gattin.

„Warum ist dein Mann nicht gekommen?“ fragte der Präfekt.

„Er ist verreist“, gab die Frau zur Antwort.

„Wer war dann der Mann, den ich unlängst bei dir sah?“ fragte er weiter. „War das dein Freund?“

„Ja“, sagte die Frau verlegen.

„Wer ist dieser Mann und wo wohnt er?“ erkundigte sich der Präfekt.

Die junge Frau wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, doch da sie merkte, daß der Präfekt zornig wurde, gab sie dann doch die gewünschte Auskunft.

Der Präfekt befahl ihr hierauf, im Saale stehen-zubleiben und zu warten. Dann gab er einem Diener leise den Auftrag, den Mann, den die Frau als ihren Freund angegeben hatte, zu holen.

Bald darauf führte man den Verhafteten herein.

„Aus welchem Grunde hast du diesen Mord begangen?“ fragte der Präfekt streng.

Voll Entsetzen blickte der junge Mann seine Geliebte an, und da er meinte, sie habe bereits alles zugegeben, ging er in die gestellte Falle und legte ein volles Geständnis ab.

Das Lautenspiel des Königs von Wei

Tsu-Dschi-Tse spielte so herrlich Laute, daß der König von Wei ihn zu sich kommen ließ und ihm im Palast ein Zimmer zum Bewohnen gab.

Einige Tage nachdem Tsu-Dschi-Tse in sein neues Heim gezogen war, hörte er den König Laute spielen.

„Welch wunderbares Spiel!“ rief er, in das Gemach des Herrschers tretend.

Argerlich legte der König die Laute beiseite und griff nach seinem Schwerte.

„Ihr habt doch nur ein paar Töne gehört und keine sorgsame Prüfung machen können“, sagte er böse.

„Wie könnt Ihr sagen, mein Spiel sei gut?“

„Der Ton, der von den großen Saiten kam, war suchend, aber sanft und lieblich wie der Frühling“, erwiderte Tsu-Dschi-Tse. „Er war das Symbol des Fürsten. Der Ton der kleinen Saiten war kurz, aber klar. Er war das Symbol des Ratgebers. Als Ihr die Saiten anschluget, habt Ihr dies mit festem Griffe getan, als Ihr sie losließet, geschah dies ohne Härte oder Gewalttätigkeit. Das war das Symbol des Wir-

kens der Regierung. Da volle Harmonie herrschte, halfen die großen und die kleinen Saiten einander. Wenn sie einander ablösten, fügten sie sich keinen Schaden zu. Das war das Symbol der vier Jahreszeiten. Hatte ich also nicht recht, als ich sagte, Ihr hättet die Laute ganz herrlich gespielt?“

„Ihr versteht es gut, über Musik zu sprechen“, meinte der König.

„Glaubt Ihr denn, o König, ich hätte nur über die Musik allein gesprochen?“ rief Tsu-Dschi-Tse. „Das gesamte Wesen der Regierung und die Kunst, dem Volke Ruhe zu sichern, sind in meinen Worten gelegen!“

„Daß niemand so vortrefflich über Musik zu sprechen vermag wie Ihr, gebe ich zu“, sagte der König. „Wie könnt Ihr jedoch behaupten, das Wesen der Regierung und die Kunst, dem Volke die Ruhe zu sichern, sei in den Saiten und in dem Resonanzboden meiner Laute erkennbar gewesen?“ fügte er gereizt hinzu.

„Wenn die Töne sich berühren, ohne sich zu verletzen, dann hat das Reich Aussicht, aufzublühen“, antwortete Tsu-Dschi-Tse ruhig. „Wenn die Klänge sich verbinden, um dann gemeinsam vorwärtszustreben, dann ist die Grundlage dafür gegeben, daß das, was zerstört werden könnte, bewahrt bleiben wird. Es heißt nicht umsonst: Wenn die Laute des Herrschers harmonisch erklingt, dann ist das Volk weise regiert. Um einen Staat gut zu leiten und dem Volke die Ruhe zu sichern, gibt es nichts Besseres als erlesenes Musizieren.“

„Ich muß Euch recht geben!“ sagte der König. Drei Monate später wurde Tsu-Dschi-Tse zum ersten Ratgeber des Hofes ernannt.

Aus der Kindheit des Historikers Sse-Ma-Kuang

Eines Tages spielte Sse-Ma-Kuang mit einigen anderen Kindern im Garten, und die Kleinen vergnügten sich damit, die Goldfische zu beobachten, die in einem riesigen Becken aus Porzellan umherschwammen. Da hückte sich plötzlich einer der Knaben zu weit in das Wasser, verlor das Gleichgewicht und fiel in das Becken hinein. Während alle anderen Kinder aus Schrecken die Flucht ergriffen, als sie sahen, daß der Knabe vergeblich versuchte, sich vor dem Ertrinken zu retten, holte Sse-Ma-Kuang blitzschnell ein paar große Steine herbei und zerschlug mit ihnen das porzellanene Becken, so daß das Wasser auslief und sein kleiner Freund gerettet war.

Betrogene Betrüger

Tsiän-To war ein sehr braver, ehrlicher Mensch. Seine Familie litt große Not und er mußte sehr schwer arbeiten, wenn er seinen Vater so erhalten wollte, wie es ihm für ihn richtig erschien. Aber er blieb stets ein liebevoller Sohn, und keine Mühe dünkte ihm zu hart. Wenn er aus der Stadt heimkam, brachte er immer ein wenig Geld oder Reis mit nach Hause.

Eines Tages war es Tsiän-To gelungen, etwas mehr Geld zu verdienen als sonst. Fröhlich und guter Dinge eilte er heim. Doch kaum hatte er etwa die Hälfte seines Weges zurückgelegt, wurde er von einem

Räuber überfallen, und hätte Tsiän-To nicht so viel Mut gezeigt, dann wären das schwer verdiente Geld und auch der Reis die Beute des Banditen geworden. Der Kampf war hart, es ging ums Leben. Aber Tsiän-To schlug mit solcher Wucht auf seinen Gegner los, daß dieser schließlich tot liegenblieb. Durch dieses Abenteuer war Tsiän-To jedoch einige Zeit aufgehalten worden, und da es dunkelte, war er genötigt, sich um eine Unterkunft umzusehen.

Er klopfte daher an die erste beste Türe und bat, im Hause übernachten zu dürfen.

„Gerne“, sagte der Hausherr. „Kommt herein! Ihr könnt in meinem Bett schlafen, ich lege mich zu meinem Sohne!“

Tsiän-To trat ein, und als er dann mit dem Alten bei Tische saß, erzählte er diesem, was ihm widerfahren war und wie er es fertig gebracht hatte, den Räuber für immer unschädlich zu machen.

Da wurde der Alte plötzlich sehr unruhig und ging ins anschließende Zimmer.

„Schnell, lauf und suche den Bruder!“ hörte er den Alten zu jemandem flüstern. „Hier ist ein Reisender, der einen Räuber getötet hat! Ich fürchte sehr, es könnte dein Bruder gewesen sein!“

„Gleich, Vater!“ erwiderte der andere. „Haltet den Fremden inzwischen hier zurück!“

Tsiän-To aber wartete natürlich nicht auf die Rückkehr des Alten, sondern nahm seinen Sack mit dem Reis und den Beutel mit dem Geld und eilte davon.

Der Alte kam kurz darauf aus der Stube seines Sohnes heraus und war sehr betroffen, den Fremden nicht mehr zu sehen. Ärgerlich darüber, daß ihm die erwartete Beute entgangen war, legte er sich zu

Bett und schlief auch bald fest ein.

Inzwischen hatte der Sohn seinen toten Bruder gefunden. Wütend lief er nach Hause zurück, um an dem Urheber der Tat Rache zu nehmen. Er eilte in die Kammer, riß das Messer heraus und stieß es dem Schlafenden in die Brust. Als er aber später eine Lampe holte, um nachzusehen, ob der Fremde auch wirklich tot war, sah er zu seinem Entsetzen, daß er nicht diesen, sondern seinen eigenen Vater getötet hatte.

Tschang-Feis List

Die Armeen von Tschang-Fei und Tschang-Ho standen sich nun schon seit etwa fünfzig Tagen gegenüber. Immer wieder hatte Tschang-Fei vergeblich versucht, den Gegner zum Kampfe herauszufordern. Da alle seine Bemühungen nutzlos gewesen waren, hatte er sich zurückgezogen und saß nun, täglich von früh bis abends, Wein trinkend, gegenüber dem Hügel, auf dem sich die feindlichen Truppen befanden. Den beiden Kommandanten Wei-Yen und Lei-Tung hatte er den Befehl gegeben, mit ihren Soldaten zwei Flügel zu bilden, jedoch erst dann zum Angriff überzugehen, wenn er eine rote Fahne hissen lasse.

Die Späher hatten Tschang-Ho natürlich bald hinterbracht, daß Tschang-Fei von einem Angriff scheinbar nichts wissen wolle, da er sich um die Kriegsgeschäfte nicht kümmere. Tschang-Ho wollte ihren Worten keinen rechten Glauben schenken und machte

sich daher selbst auf, um sich die Lage des Gegners anzusehen. Tatsächlich sah er Tschang-Fei betrunken beim Weine sitzen und sich damit vergnügen, zwei Soldaten zuzusehen, die ihm zu seiner Belustigung Ringkämpfe vorführten.

„Er scheint sich vollkommen sicher zu fühlen“, rief Tschang-Ho. „Wir werden ihn heute nacht angreifen!“

Der Mond war an diesem Abend von den Wolken fast ganz bedeckt, und so gelang es Tschang-Ho, mit seinen Truppen unbemerkt den Berg zu verlassen und sich an die Stelle, wo Tschang-Fei saß, langsam heranzuschleichen.

Als er dem vermeintlich Zechenden ganz nahe gekommen war, sprang er auf ihn los, um ihm seinen Speer in den Leib zu stoßen.

Aber was war das? Der Angegriffene regte sich nicht! Da sah er, daß das, was dort saß, nichts anderes als eine Puppe aus Stroh war, der man die Kleider des Tschang-Fei angezogen hatte. Tschang-Ho stieß einen Schrei der Wut aus, als er merkte, daß er schon wieder genarrt worden war, und hieb mit seinem Speere wie rasend um sich. Da hörte er plötzlich ringsherum rasselnde Laute und sah sich von allen Seiten von feindlichen Soldaten umgeben. Nun erst wurde ihm klar, daß sein Gegner ihn fortgelockt hatte und daß inzwischen die zwei oberen Lager seiner Truppen erobert worden waren.

Ein Blick auf die Mitte des Berges zeigte ihm, daß auch sein drittes Lager bereits erstürmt war und in hellen Flammen stand.

„Wird der Prinz erfolgreich sein?“ fragte Han-Süen-Tse den Dschu-Hsiang, als Prinz Pi aus dem Lande Tsin zurückgekommen war.

„Er wird kein Gelingen haben“, antwortete Dschu-Hsiang.

„Wenn diejenigen, die Schlechtes im Sinne führen, so wie die Kaufleute am Markte zusammen arbeiten, wie sollten sie dann ihr Ziel nicht erreichen?“ meinte Han-Süen-Tse zweifelnd.

„Können sich denn die, die nicht einig das Gute gewollt haben, vertragen, wenn sie gemeinsam etwas Böses erstreben?“ erwiderte Dschu-Hsiang. „Kennt Ihr nicht die fünf Punkte, die es schwierig machen, das Reich zu führen?“

„Welche sind dies?“ fragte Han-Süen-Tse.

„Die erste Schwierigkeit entsteht, wenn der Herrscher Günstlinge hat, jedoch keine fähigen Menschen besitzt“, antwortete Dschu-Hsiang. „Die zweite Schwierigkeit zeigt sich, wenn der Herrscher fähige Männer besitzt, jedoch keine Leute hat, auf die er sich verlassen kann. Die dritte Schwierigkeit steigt auf, wenn der Herrscher Leute hat, auf die er sich verlassen kann, er selbst jedoch kein Mann von guten Plänen ist. Die vierte Schwierigkeit kommt dann zum Vorschein, wenn der Herrscher ein Mann von guten Plänen ist, er jedoch nicht über ein Volk, das mit ihm geht, verfügt. Die fünfte Schwierigkeit folgt, wenn der Herrscher über ein Volk, das mit ihm geht, verfügt, er selbst jedoch der Tugend ermangelt.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ erkundigte sich Han-Süen-Tse.

„Prinz Pi hat dreizehn Jahre im Staate Tsin gelebt“, sagte Dschu-Hsiang. „Unter den Leuten seiner Umgebung gibt es nicht einen einzigen, der sich durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet hätte. Man kann also sagen, daß er keine fähigen Männer besitzt. Seine Eltern sind gegen ihn, und seine Familie will nichts von ihm wissen. Er hat demnach keine Leute, auf die er sich verlassen kann. Er unternimmt Dinge, ohne darauf zu achten, ob die Gelegenheit für deren Durchführung günstig ist. Er ist also kein Mann von guten Plänen. Er hat sein halbes Leben in der Fremde verbracht und verfügt demnach nicht über ein Volk, das mit ihm gehen wird. Er hat es in seinem Aufenthaltsorte nicht vermocht, sich die Zuneigung der anderen zu erringen. Er ist demnach ein Mensch, der der Tugend ermangelt. — König Ling ist ein Tyrann, doch kein vorsichtiger Mann. Es wird dem Prinzen Pi möglicherweise gelingen, die früher genannten fünf Schwierigkeiten zu überbrücken, und es wird ihm vielleicht möglich sein, den König zu töten und das Volk von ihm zu befreien. Erfolgreich wird er aber trotzdem nicht sein!“

Die Gottesanbeterin

Fürst Dschuang von Tsi sah eines Tages, wie eine Gottesanbeterin sich aufstellte und mit ihren langen Beinen das Rad eines Wagens erfaßte. Der Fürst hatte noch nie ein solches Tier erblickt und war daher nicht wenig erstaunt, zu bemerken, wie geschickt dieses in seinen Griffen war.

„Was ist das für ein seltsames Tier?“ fragte er einen seiner Begleiter.

„Man nennt es die ‚Gottesanbeterin‘“, antwortete der Mann. „Es gibt wohl kaum ein zweites Tier, das sich mit ihm an Stärke und Ausdauer zu messen vermag. Wenn es sich einmal ein Ziel gesetzt hat, dann geht es auf dieses los, mögen die Hindernisse auch noch so schwer zu nehmen sein. Obwohl es äußerlich eher zart und unansehnlich aussieht, besitzt es doch eine ganz unglaubliche Kraft. Mutig schreitet es vorwärts, ohne jemals zurückzublicken und ohne der Gefahren und Mühen zu achten!“

„Dann ist dies Tier doch das Vorbild des wahren Helden!“ rief Fürst Dschuang. „Schieb den Wagen vorsichtig beiseite und sorgst dafür, daß niemand es verletze!“

Die Diebin

In Hankow hatte ein junger Geldwechsler eine größere Summe Geld auf seinen Ladentisch gelegt, und plötzlich merkte er, daß diese verschwunden war. Kurz vorher war nur eine hübsche junge Frau im Geschäft gewesen, die sich einen Augenblick dort aufgehalten und dann rasch wieder fortgegangen war. Außer ihr konnte niemand anderer das Geld gestohlen haben. Der junge Mann schickte daher sofort nach allen Seiten Leute aus, um die fremde junge Frau einzuholen und anzuhalten. Es dauerte nicht lange, da hatte man sie entdeckt und sogar noch gesehen, wie sie einige der gestohlenen Münzen eben in ihrem

weiten Ärmel verstecken wollte.

„Es ist schon arg genug, wenn ein Mann sich verführen läßt, etwas zu entwenden“, meinte der Geldwechsler wütend. „Wenn es aber gar eine Frau ist, die sich an fremdem Eigentum vergreift, dann kann man das gar nicht schwer genug bestrafen!“ Damit riß er der Diebin unter zornigen Schmährufen das Oberkleid herunter und versetzte ihr ein paar heftige Schläge.

Die Frau, die eine sehr anmutige Person war, wehrte sich, wie sie nur konnte. Er aber ließ nicht ab, sie zu schlagen, und griff ihr sodann ganz schamlos an die Brust.

„Das geht zu weit!“ riefen die umstehenden Leute empört. Doch er hörte nicht auf das, was sie sagten, sondern riß der Diebin auch noch das Hemd und ihr Unterkleid vom Leibe. Nun wurde es den anderen aber wirklich zu arg, und sie mischten sich ein, denn die Frau, die nicht ein noch aus wußte vor Scham, war bleich geworden wie die Wand.

„Hat sie etwa Scham gekannt, als sie vorhin so frech war, mein Geld zu stehlen?“ fragte der Geldwechsler höhnisch. Doch die Leute umringten ihn, um der nackt Dastehenden die Möglichkeit zu geben, sich schnell ein paar ihrer Kleidungsstücke um den Leib zu legen. Kaum hatte sie ihre Blößen ein wenig bedeckt, lief sie zitternd und tränenüberströmt nach Hause.

Dieses junge Ding war früher immer recht anständig und ehrlich gewesen. Plötzlich aber war ihr Gatte verarmt, und erst als sie aus Geldsorgen nicht mehr aus und ein wußte, hatte sie sich auf das Stehlen verlegt. Als ihr Mann sie an diesem Abend ganz ver-



weint und mit zeretzten Kleidern heimkommen sah und erfuhr, daß sie sich fremdes Geld angeeignet hatte, geriet auch er in einen so furchtbaren Zorn, daß er wie besinnungslos mit seinem Stocke auf sie einschlug. Gebrochen vor Scham und Kummer lief die junge Frau in ihre Kammer und erhängte sich.

Als die erste Wut des Geldwechslers sich ein wenig gelegt hatte, bereute er es sehr, daß er gegen diese junge Frau so brutal vorgegangen war. Immer wieder sah er ihre flehenden Augen vor sich und mußte daran denken, wie verzweifelt sie in ihrer Nacktheit vor den fremden Leuten dagestanden war. Er meinte, immer noch ihre Rufe um Gnade zu hören und ihre hilflosen Gebärden zu sehen. Wenn sich die Türe seines Ladens öffnete, glaubte er stets, die Tote sei wieder gekommen, und überall, wohin er ging, war es ihm, als ob er ihre Stimme höre. Er wurde von Tag zu Tag stiller und ernster und eines Morgens erklärte er seinen Angestellten: „Heute nacht habe ich sie deutlich vor mir gesehen! Sie sagte, sie sei gekommen, sich meine Seele zu holen!“

Er ging in sein Zimmer und erhängte sich wie die junge Frau.

Magie

Yao-Kuang war einer der berühmtesten Magier des Altertums. Er verstand es, seine Seele auf Reisen zu schicken, und beherrschte die Kunst, sich schmerz-unempfindlich und unverletzbar zu machen. Seine Fähigkeiten waren im ganzen Reiche bekannt, und so

hatte auch der König bald Interesse für den eigenartigen Mann bekommen. Man hatte ihm schon so viel von den Beweisen des Könnens von Yao-Kuang erzählt, daß er sich persönlich von der Wahrheit dieser Angaben überzeugen wollte.

Als Yao-Kuang zu ihm in den Palast gekommen war, gab der König den Befehl, auf einem Felde einen Scheiterhaufen aus mehr als tausend Reisigbündeln aufzustellen. Yao-Kuang mußte sich auf die Spitze dieses Stoßes setzen, und hierauf wurde das Reisig in Brand gesetzt. Im Nu glühten helle Flammen zum Himmel auf, und es dauerte nicht lange, da war der Stoß vollkommen niedergebrannt.

Als der König sich mit seinen Ministern dem Platze näherte, sah er voll Verblüffung Yao-Kuang seelenruhig inmitten der glühenden Asche mit einem Buche in der Hand sitzen. Den König lächelnd anblickend, strich er sich verächtlich ein paar Aschenreste von den Schultern.

K'ung-Ming leiht sich einige Pfeile aus

„Wir wollen einen Angriff auf dem Fluß unternehmen“, erklärte Kommandant Tschou-Yü eines Tages. „Welche Waffengattung eignet sich da am besten?“

„Für einen Kampf auf dem Flusse kommen nur Pfeile in Frage“, erwiderte General K'ung-Ming.

„Auch ich bin dieser Ansicht“, bestätigte Tschou-Yü. „Wir haben aber viel zu wenig Pfeile! Können Ihr es

bewerkstelligen, daß wir sofort noch zehntausend Pfeile bekommen?“

„Ich werde mich bemühen, Euren Befehlen nachzukommen“, sagte K'ung-Ming. „Wann wünscht Ihr, daß die Pfeile zur Stelle sind?“

„Wäre dies in zehn Tagen möglich?“

„Der Feind ist schon zu nahe. Wir können nicht zehn Tage warten. Gebt mir eine Frist von drei Tagen, ich verpflichte mich, die Pfeile in dieser Zeit herzuschaffen.“

„Ihr wollt wohl Eure Scherze mit mir treiben, General!“ rief Tschou-Yü.

„Wie könnte ich es wagen, zu scherzen!“ sagte K'ung-Ming. „Gebt mir einen militärischen Befehl! Sollte ich ihm nicht Folge leisten, so will ich meine Strafe entgegennehmen! Sendet in drei Tagen fünfhundert kleine Boote hierher zum Ufer, um die Pfeile abzuholen!“ Damit empfahl er sich und ging in sein Lager zurück.

„Nun hat er sein eigenes Todesurteil unterzeichnet“, meinte Tschou-Yü zu General Lu-Su und den anderen Offizieren, als K'ung-Ming gegangen war. „Ihr alle seid meine Zeugen, daß er selbst es war, der um diese militärische Order bat! Ich will jetzt den Arbeitern auftragen, seine Befehle so langsam wie möglich auszuführen und ihm auch nicht genügend Material für die Pfeile zur Verfügung stellen.“

General Lu-Su, der heimlich auf K'ung-Mings Seite stand, hinterbrachte diesem sofort, wie erfreut Tschou-Yü gewesen war, ihn nun sicher in die Hände zu bekommen.

„Wie könnte ich Euch helfen?“ fragte er K'ung-Ming. „Es wird Euch unmöglich sein, zehntausend

Pfeile in so kurzer Frist fertigzustellen!“

„Schafft mir eine größere Zahl von Schiffen her“, bat K'ung-Ming. „Ferner brauche ich so viele Wandschirme aus blauem Stoff wie nur möglich und viele Bündel Stroh, um sie an die Flanken der Schiffe zu binden. Laßt Tschou-Yü nur weiter glauben, daß ich auf das Material für die Pfeile angewiesen bin!“

Lu-Su ließ dem K'ung-Ming am nächsten Tage die Boote zustellen und wartete, was nun folgen werde.

Zwei Tage später wurde er durch ein Schreiben zu K'ung-Ming gerufen.

„Kommt!“ rief dieser fröhlich. „Laßt uns jetzt die zehntausend Pfeile holen!“

Ungefähr zwanzig Boote wurden auf K'ung-Mings Befehl mit Seilen aneinandergebunden und an das gegenüberliegende Ufer getrieben. Es herrschte in dieser Nacht dichter Nebel, und man konnte die Umrisse der Boote nur ganz beiläufig ausnehmen. Die Wandschirme waren auf der einen Seite der Schiffe so aufgestellt worden, daß sie im Dunkel wie dicht nebeneinanderstehende Soldaten wirkten. K'ung-Ming gab, als die Boote sich dem anderen Ufer näherten, den Auftrag, nun die Trommeln recht laut zu rühren.

„Sie wollen uns in diesem Nebel wohl in einen Hinterhalt locken“, riefen die zwei feindlichen Generale, als sie den Lärm der Trommeln vernahmen. „Es ist besser, wir rühren uns nicht von der Stelle, sondern trachten, sie von hier aus zu beschießen! Wir müssen sofort noch einige Bataillone Pfeilschützen eirstellen!“

Im Nu war das feindliche Ufer von Pfeilschützen besetzt, und schon prasselten die Pfeile wie Regen

auf die Boote K'ung-Mings nieder. Es dauerte nicht lange, da waren die Strohbindel und Wandschirme so über und über mit Pfeilen bespickt, daß sie keine weiteren mehr aufzunehmen vermochten.

„Habt Dank!“ rief General K'ung-Ming munter. „Da in jedem unserer Boote etwa fünfhundert Eurer Pfeile stecken, haben wir jetzt Pfeile genug, die wir Euch morgen zurückschießen können!“

Der wilde Lu-Ta rechnet mit dem
„Beherrscher des Westens“ ab

Hauptmann Lu-Ta hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Mann, der sich der „Beherrscher des Westens“ nannte, seine zwei Schützlinge, eine junge Frau und deren Vater, bedrängt und betrogen hatte.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte Lu-Ta böse. „Wie heißt er und wo wohnt er?“

„Er heißt Tschen und ist Fleischhauer“, stammelte die junge Frau. „Sein Laden liegt dort neben der Brücke.“

„Was?“ schrie Lu-Ta. „Er ist Fleischhauer? Ich habe schon gedacht, weiß der Himmel, was für ein großer Mann dieser ‚Beherrscher des Westens‘ ist! Dieser schmutzige Kerl ist ja der Lieferant unseres Gouverneurpalais! Und dieser Dreckfink hat es also gewagt, euch ehrliche Menschen zu quälen? Wartet einen Augenblick hier,“ rief er aufspringend, „ich gehe zu ihm und schlage ihn tot. Gleich bin ich wieder da!“

Die beiden versuchten, ihn zu beschwichtigen, und

auch der Wirt kam hinzu, um Lu-Ta zurückzuhalten. Doch Lu-Ta versetzte dem Wirt sofort eine so kräftige Ohrfeige, daß der Mann Blut zu spucken begann und seine vorderen Zähne verlor. Schon war Lu-Ta draußen und eilte zum Fleischhauer neben der Brücke.

„Heda, du lausiger Kerl!“ rief er schon bei der Türe.

Der Mann beeilte sich, ihm einen Stuhl zu bringen.

„Ich bitte sehr, womit kann ich dienen!“ fragte er dienstbeflissen.

„Ich komme vom Gouverneurpalais!“ herrschte Hauptmann Lu-Ta ihn an. „Ich brauche zehn Tschin erstklassiges, mageres Fleisch, sehr klein gehackt, es darf kein einziger Punkt Fett dabei sein!“

„Bitte sehr, bitte gleich!“ sagte der Fleischhauer, sich verbeugend. „Bringt sofort zehn Tschin erstklassiges, mageres Fleisch herein und hackt es klein!“ befahl er seinen Gesellen.

„Halt 's Maul!“ herrschte Lu-Ta ihn an. „Diese schmutzigen Burschen da dürfen mein Fleisch nicht berühren! Du selbst mußt es hacken!“

„Bitte sehr“, stotterte Tschin. „Wenn der Herr Hauptmann es wünscht, werde ich das Fleisch selbst zubereiten.“

Lu-Ta ließ ihn bei der Arbeit nicht aus den Augen.

„Soll ich das Fleisch jetzt gleich ins Palais hinübertragen lassen?“ fragte der Fleischhauer, als er nach langer Plage fertig geworden war.

„Frag nicht so dumm!“ schrie Lu-Ta. „Ich brauche jetzt noch zehn Tschin sehr fettes Fleisch, ganz klein gehackt, es darf kein einziger Punkt mageres Fleisch dabei sein!“ fuhr er fort.

„Das magere Fleisch werden die Köche des Gouverneurs wohl zum Füllen verwenden wollen“, meinte Tschin. „Wozu aber können sie so viel klein gehacktes fettes Fleisch brauchen?“

Lu-Tas Augen begannen zu funkeln. „Mach, was ich sage! Was gibt es da noch weiter zu fragen!“

„Bitte sehr!“ lenkte Tschin ein. „Wenn der Herr Hauptmann es befiehlt, werde ich es gleich hacken!“ Er holte das fette Fleisch herein und ging wieder an die Arbeit. Es war bereits Mittag und sehr heiß geworden. Als er endlich mit dem Hacken fertig war, packte er das Haschee sorgfältig in ein Lotusblatt ein.

„So!“ sagte Lu-Ta. „Und jetzt brauche ich zehn Tschin Knorpeln! Auch ganz klein gehackt. Es darf kein Punkt mageres und kein Punkt fettes Fleisch dabei sein!“

„Mir scheint, der Herr Hauptmann will sich über mich lustig machen!“ sagte der Fleischhauer betreten.

„Gewiß, du Schuft!“ brüllte Lu-Ta aufspringend und den Mann bei der Gurgel packend. Dann ließ er ihn los, nahm das gehackte Fleisch, schleuderte es ihm an den Kopf und eilte davon.

Da konnte sich Tschin auch nicht mehr halten vor Wut. Ein scharfes Messer ergreifend, eilte er Lu-Ta auf die Straße nach und ging auf ihn los. Doch dieser versetzte ihm sogleich einen solchen Tritt in den Unterleib, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. Noch ein Schlag auf die Nase — das Blut spritzt hervor — das Nasenbein bricht — und plötzlich bekommt Tschin alle Geschmäcker eines Eßwarengeschäfts zu spüren: bitter, salzig, sauer, süß

folgen einander. „Ein guter Hieb!“ stöhnte er und warf das Messer beiseite.

„Was, du Lump!“ schrie Lu-Ta. „Du wagst es noch, etwas zu sagen?“ Noch ein Schlag auf die Augen — der Knochen bricht — der Augapfel tritt heraus — alle Farben eines Seidenladens sind plötzlich um ihn: rot, lila, grün, blau schwimmen durcheinander.

„Gnade, Herr! Gnade!“ flehte Tschen.

„Du Hund!“ brüllte Lu-Ta, als er dies hörte. „Du winselst um Gnade? Na warte!“ Noch ein Schlag auf die Schläfe — in den Ohren des Fleischhauers beginnt ein Konzert: Trommeln, Pauken und Gongtöne schwingen durcheinander.

Lu-Ta sah ihn näher an und entdeckte, daß der Mann in den letzten Zügen lag.

„Jetzt wollte ich den Kerl einmal ordentlich durchhauen, und nun ist er schon tot!“ sagte er erstaunt.

„Nach kaum drei Schlägen gestorben! So ein Schwächling!“

Anspruchslosigkeit

Hsü-Yo war Ratgeber am Hofe des Kaisers Yao gewesen. Später zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, alles verachtend, was zur Bequemlichkeit diente. Er hatte sich vorgenommen, nichts mehr von der Welt hören zu wollen und auf alle Vorteile zu verzichten, die das Leben bot. Seine Mahlzeiten bestanden nur aus einigen wenigen Früchten und seine Kleider aus einem einzigen härenen Mantel. Er besaß nichts als ein paar alte, zerfetzte Bücher und lebte

in einer zerfallenden Hütte, in der es auch nur das Allernotwendigste gab. Jeder weitere Besitz wäre ihm als überflüssiger Tand erschienen.

Ein Mann, der eines Tages beobachtete, daß Hsü-Yo das Wasser stets nur aus seiner hohlen Hand schlürfte, brachte ihm eine Muschel, damit er diese zum Trinken benutzen könne. Hsü-Yo dankte ihm für die Gabe, nahm sie an und hing sie an den Ast eines Baumes, wo er sie dann völlig vergaß.

Als sich jedoch ein paar Tage später ein stärkerer Wind erhob, kam ihm die Muschel wieder ins Gedächtnis, da sie, je nachdem der Wind stärker oder leiser durch die Zweige wehte, eine gewisse Melodie von sich gab. Hsü-Yo fühlte sich durch die Töne wieder an das Treiben der Welt gemahnt, nahm die Muschel und schlug sie in Stücke.

König Wen

König Wen hatte auf einem Ritt durch die Ebene auf einem Feld einen Toten liegen gesehen und sofort den Auftrag gegeben, ihn zu holen, ein Grab zu schaufeln und die Leiche hineinzulegen.

„Ein Herrscher hat die Pflicht, sich um alles zu kümmern, was in seinem Lande vorgeht“, sagte er zu seinen Begleitern.

Das Volk erfuhr von diesem Zwischenfalle, und alle Leute freuten sich sehr, als sie dies hörten.

„Wenn sich der König so sehr um die Toten bemüht,“ sagten sie sich, „um wieviel mehr wird er dann erst für die Lebenden sorgen!“

Du kennst das Angesicht deines Nächsten, nicht aber sein Herz!

Wenn das Herz nicht offen ist, kann der Blick des Auges nicht offen sein.

Wer die Kleider gewechselt hat, hat noch nicht den Menschen gewechselt.

Wer eine schlechte Tat begeht und sie nicht eingesteht, dem ist die Absicht zuzutrauen, später noch andere schlechte Taten begehen zu wollen.

Wer Schlechtigkeit mit Güte erwidert, gießt kochendes Wasser in Schnee.

Iß kein unverdientes Brot.

Den suchen böse Geister heim, dem zuviel Wünsche erfüllt werden.

Der Leopard stirbt und läßt sein Fell zurück, der Mensch seinen Ruf.

Du kannst nur einmal eine Rübe für ein Ei ausgeben.

Du ziehst ein Jahr lang Blumen und siehst sie nur zehn Tage lang blühen.

Du kannst aus einem Samenkorn nicht die Blüte entnehmen, du mußt warten, bis die Knospe aufbricht.

Wenn junge Menschen oft traurig sind, dann haben sie sicherlich tiefe Gedanken.

Wenn alte Leute oft lächeln, wird ihr Denken gewiß weise sein.

Denke niemals: „Hier sieht mich niemand, hier kann ich mich gehen lassen.“

Hör weder auf Schmeichelei noch lasse andere verächtlich zu dir sprechen.

Menschen, die überhöflich sind, sind meistens falsch.

Worte, die geflüstert werden, reichen oft weiter als solche, die man laut sagt.

Es ist manchmal wichtiger, das Gerede der Menschen einzudämmen als einen Fluß.

Du kannst einen Menschen mit dem Gewicht deiner Zunge erdrücken.

Ein einziges Wort der Empfehlung eines Edlen bringt tausend gehässige Worte von bösen Zungen zum Schweigen.

Der Bedrückte hat viele Seufzer.

Zu einem Zwerg soll man nicht von kleinen Menschen sprechen.

Auch der Kaiser hat arme Verwandte.

Das Zarteste überwindet das Härteste.

Aus dem Sandkorn wird durch Ruhe eine Perle.

Der Tiger verliert seine Würde selbst im Kampfe mit dem Tode nicht.

Du kannst vor dem Winde nicht davonlaufen, deinen Schatten nicht wegwischen.

Sei geduldig, wenn du arm bist, bleibe in deinen Grenzen, wenn du reich bist.

Gib in deinen Worten wenig Grund zu Tadel und in deinen Handlungen wenig Anlaß zu Reue.

Gib dich damit zufrieden, Gutes zu tun, und frage nicht danach, was deine guten Taten gezeitigt haben.

Im Altertum lebte einer, der liebte eine einäugige Frau so sehr, daß ihm vorkam, alle anderen Frauen hätten ein Auge zu viel.

Du bewunderst mich — ich liebe dich.

Für eine schöne Frau sind die Menschen der Spiegel, in dem sie sich sieht.

Die Welt ist ein riesiges Meer, das Herz der Menschen ist das Ufer.

Eine Viertelstunde Frühling ist mehr wert als ein Sack Gold.

Von drei Dingen bekommen die Menschen bald genug: von der Nacht, vom Winter und vom Regen.

Gegen die Zukunft kann man sich vorsehen, nicht aber gegen die Vergangenheit.

Die Zweige können nicht stärker sein als der Stamm.

Wenn das Öl zu Ende ist, geht die Lampe aus.

Oft ist heimkehren schwerer als fortgehen.

Der Mensch ist nichts anderes als eine Kerze im Winde.

Das Glück — eine ziehende Wolke.

Gehe ich mit mir zu Gericht und finde mich nicht rechtschaffen, muß ich mich da nicht selbst vor dem letzten Bettler schämen? Prüfe ich mich aber und finde mich rechtschaffen, dann kann ich ohne Scham hintreten vor Abertausende.

Ein lauterer Herz — das ist der Weg zu Gott. Prüfe dein Herz, vertiefe dich hinein, wieder und wieder. Und so geh deinen Weg — in Lauterkeit und Aufrichtigkeit.

Wissen färbt einen Menschen stärker als Farbe.

Wahrheit läßt sich nur durch Erfassen der Gegensätze begreifen.

Wenn du zu viel auf einmal in den Mund nimmst, dann wird es dir nicht möglich sein, es weich zu kauen.

Wenig reden ist der Natur gemäß.

Schweigen schadet nie, reden oft.

Das Meer verweigert auch den kleinsten Flüssen nicht den Zutritt, daher seine Tiefe.

Fürchte dich nicht vor dem langsamen Vorwärtsgen, fürchte dich nur vor dem Stehenbleiben.



Wenn man gewöhnliches Erz lange bearbeitet, wird
es zu Stahl.

Wenn drei Männer eines Sinnes sind, wird gelbe Erde
zu Gold.

Ein kleiner Stein kann einen großen Krug zerbrechen.

Die alten Wurzeln des Herbstes werden im Frühling
wieder neues Leben schaffen.

Mit Höflichkeit kann man bis an das Ende der Erde
reisen.

Gib dich mit dem, was du erreicht hast, nicht für
lange zufrieden.

Nur wer den Gipfel des Berges erstiegen, vermag in
die weiteste Ferne zu sehn.

Die Geschichte vom Jade Ho-Schi-Chih-Pih

I

Der Philosoph Pien-Ho hatte eines Tages aus dem Bette eines Flusses einen ganz außergewöhnlich schönen Jade herausgehoben und diesen seltenen Fund überglucklich zum Gouverneur des Landes Tschu gebracht. Die Ratgeber des Gouverneurs fürchteten, Pien-Ho könne durch dieses Geschenk zu großem Einfluß am Hofe kommen und ließen ihn daher sogleich verhaften, als er mit dem Steine erschien. Er wurde hierauf gefesselt in das Gefängnis gebracht, wo man ihn als Betrüger behandelte und ihm zur Strafe den rechten Fuß abhacken ließ. Nach langem Schmachten im Kerker wurde Pien-Ho verbannt, ohne daß der Gouverneur den Jade je zu Gesicht bekommen hätte.

Einige Jahre später starb der Gouverneur, und als dann der neue Gouverneur seine Stelle angetreten hatte, brachte Pien-Ho den schönen Jade abermals in den Palast, wo es ihm wieder ebenso erging wie das erste Mal. Diesmal wurde ihm im Kerker auf Befehl der schändlichen Ratgeber der linke Arm abgeschlagen.

Am Tage seiner Entlassung aus dem Gefängnisse war Pien-Ho durch die vielen erlittenen körperlichen Schmerzen so entkräftet und schwach, daß er vor dem Tore des Palastes zusammenbrach und das Bewußtsein verlor. In diesem Augenblicke wurde gerade der neue Gouverneur in seiner Sänfte herausgetragen, und als er Pien-Ho vor dem Tore liegen

sah, fragte er ihn, nachdem dieser wieder zu sich gekommen war, wer er sei und wie es komme, daß er sich in einem so jämmerlichen Zustande befinde. Pien-Ho erzählte nun, was er des Jade wegen schon alles erduldet hatte, und der Gouverneur gab hierauf seinen Ministern den Auftrag, den Stein anzusehen. Es zeigte sich, daß dieser Jade tatsächlich von einer nie gesehenen Schönheit war und daß es im ganzen Lande nicht ein einziges Stück gab, das sich an Reinheit und edlem Glanze mit ihm hätte messen können. Der Stein wurde sogleich in den Palast getragen und erhielt den Namen: „Der Jade Ho-Schi-Chih-Pih.“

II

Das Schicksal des Jade Ho-Schi-Chih-Pih

Zur Zeit, da Lien-P'o Marschall des Staates Dschao war, erhielt der König von Dschao den herrlichen Jade Ho-Schi-Chih-Pih vom Vizekönig von Tschu zum Geschenk. Der König von Tschin erfuhr von diesem kostbaren Stein und ließ dem König von Dschao sagen, er lege großen Wert darauf, diesen Jade zu besitzen, und sei bereit, dem König dafür fünfzehn Städte abzutreten. Um diese Zeit war der Staat Dschao lange nicht so mächtig und gut gerüstet wie der Staat Tschin, und der König von Dschao ließ daher Marschall Lien-P'o zu sich kommen, um sich mit ihm zu beraten.

„Was sollen wir tun?“ fragte er Lien-P'o. „Dieser Stein ist wirklich überaus schön, und ich kann es be-

greifen, daß der König von Tschin ihn gerne besitzen möchte. Wird der König aber auch sein Versprechen halten und uns die fünfzehn Städte geben? Militärisch ist Tschin uns weit überlegen. Wir haben keinerlei Mittel, den König zu zwingen!“

Auch Marschall Lien-P'o hatte große Bedenken.

„Ich habe einen sehr klugen Ratgeber namens Lin-Hsiang-Ju“, sagte er nach einer Weile. „Dürfte ich vorschlagen, ihn zu befragen?“

Der König erklärte sich einverstanden und ließ bald darauf Lin-Hsiang-Ju zu sich kommen. Als er ihm die Sachlage bezüglich des Jade vorgetragen hatte, meinte Lin-Hsiang-Ju: „Gestattet mir, mein König, selbst den Jade nach Tschin zu tragen. Ich nehme es auf mich, Euch den Stein wieder zurückzubringen, wenn der König von Tschin sich weigern sollte, die fünfzehn Städte herzugeben.“

„Wie wollt Ihr dies machen?“ fragte der König.

„Ich werde schon die Mittel finden, den Stein wieder zurückzufordern“, erklärte Lin-Hsiang-Ju lächelnd.

Kurz darauf reiste Lin-Hsiang-Ju nach Tschin. Er wurde am Hofe sehr freundlich empfangen, und als er dem König den herrlichen Jade überreichte, kannte dessen Freude keine Grenzen. Der kostbare Stein wurde allen Ministern gezeigt, und wer ihn sah, brach in helle Begeisterung aus. Nur wegen der Übergabe der fünfzehn Städte verlor der König nicht ein einziges Wort. Lin-Hsiang-Ju hatte den sicheren Eindruck, daß der König nicht willens war, sein Versprechen zu halten.

„Ich habe wahrhaftig noch nie ein so prachtvolles Stück Jade gesehen“, sagte der König einmal um das andere.

„Er hat nicht seinesgleichen in der Welt!“ pflichtete Lin-Hsiang-Ju ihm bei. „Trotzdem besitzt auch er eine fehlerhafte Stelle. Wenn Ihr es gestattet, König, werde ich Euch diese zeigen.“

Ohne zu ahnen, daß er in eine Falle gelockt wurde, reichte der König ihm den Jade hin, da aber riß Lin-Hsiang-Ju den Stein an sich, sprang auf die Brüstung der hohen Mauer und rief mit zornfunkelnden Augen: „Ihr scheint meinen Herrscher mit bloßen Versprechen hinhalten zu wollen, König! Wenn Ihr Euch nicht sofort bereit erklärt, uns die fünfzehn Städte zu übergeben, dann springe ich mit diesem Stein über die Mauer und er ist für alle verloren!“

„Euer Herrscher soll sie bekommen!“ lenkte der König augenblicklich ein. „Ich werde ihm sogleich von meinen Generälen eine Beschreibung dieser Städte anfertigen lassen! Kommt morgen wieder hierher in den Palast, daß ich Euch die Pläne übergebe!“

„Gut!“ sagte Lin-Hsiang-Ju. „Sobald ich die Beschreibung der Städte in Händen habe, will ich Euch den Jade geben!“

Lin-Hsiang-Ju spürte deutlich, daß der König von Tschin ihn nur mit weiteren leeren Versprechungen hinhalten wollte, doch ließ er sich nichts anmerken.

Als er am nächsten Morgen wieder vor dem König erschien, kniete er vor ihm nieder und sagte: „Ich habe Euch ein Geständnis zu machen, König! Ich, als treuer Diener meines Herrschers, habe die Pflicht, ihm jeglichen Kummer und jede Sorge zu ersparen. Da ich Anlaß zu haben glaubte, Ihr würdet Euer Versprechen nicht halten, habe ich den Jade gestern

heimlich durch einen Boten nach Dschao zurücktragen lassen! Hier bin ich, ich warte auf die Strafe für mein eigenmächtiges Handeln!“

Der König geriet in solchen Zorn, daß er Lin-Hsiang-Ju augenblicklich köpfen lassen wollte, doch seine Minister hielten ihn von dieser Voreiligkeit zurück.

„Wenn Ihr ihn tötet, ist der Stein für Euch verloren!“ meinten sie. „Ihr könnt diesen Jade nur dann bekommen, wenn Ihr Euer Versprechen haltet!“

Der König ließ sich von ihnen überreden, und die fünfzehn Städte wurden noch zur selben Stunde dem Lande Dschao übergeben.

III

Lin-Hsiang-Jus Heimkehr

Als Lin-Hsiang-Ju seinem Herrscher die Urkunden über die Einverleibung der Städte von Tschin überbrachte, war dieser über den guten Ausgang der Sache sehr erfreut. Der Jade wurde sofort nach Tschin geschickt, und Lin-Hsiang-Ju wurde zum ersten Ratgeber des Hofes ernannt. Nun stand er im Range noch höher als sein ehemaliger Vorgesetzter Marschall Lien-P'o.

„Was hat er eigentlich besonderes geleistet?“ sagte Lien-P'o, der über diese Bevorzugung recht mißmutig war, zu den anderen Ministern. „Er hat doch nur dieses Stück Jade nach Tschin getragen! Wenn ich ihn sehe, werde ich trachten, ihn zu beleidigen und herauszufordern!“

Lin-Hsiang-Ju erfuhr natürlich sehr bald von Lin-

P'o's gehässigen Reden. Seit er von den Absichten Lin-P'o's wußte, ging er ihm stets aus dem Wege.

„Weshalb fürchtet Ihr ihn?“ fragte ihn sein Adjutant.

„Ich habe meine Gründe, ihm nicht begegnen zu wollen“, antwortete Lin-Hsiang-Ju. „Wen haltet Ihr für gefährlicher? Den König von Tschin oder ihn?“

„Den König von Tschin!“ riefen die Minister.

„Seht Ihr!“ sagte Lin-Hsiang-Ju. „Ihr wißt sehr wohl, wie viele Minister und Generäle dem König von Tschin zur Seite stehen, trotzdem aber ist mir nicht bange gewesen, ihn irrezuführen und ihm den Jade wieder fortzunehmen. Meint Ihr also, daß ich mich wirklich vor dem doch viel weniger gefährlichen Marschall Lien-P'o fürchte? Vergeßt nicht, daß Tschin weitaus mächtiger ist als Dschao. Merkt Ihr denn nicht, daß der König von Tschin sich vor mir und Marschall Lien-P'o fürchtet? Würde ich mich heute mit Lien-P'o entzweien und es würde einer von uns beiden getötet werden, dann wäre Dschao noch schwächer als zuvor. Das ist der Grund, weshalb ich Marschall Lien-P'o aus dem Wege gehe. Der Staat ist wichtiger als meine eigene Person!“

Klugheit

Ein junger Bursche, der sich auf seine Klugheit sehr viel einbildete, hatte ein Mädchen aus Schantung zur Frau genommen.

Einige Wochen, nachdem das Paar geheiratet hatte,

führten Geschäfte den Ehemann in die Stadt, und er beeilte sich, bei dieser Gelegenheit seinen Schwiegereltern einen Besuch abzustatten. Der Vater seiner Frau war ein sehr gut aussehender Mann und auch die Mutter war eine recht hübsche Frau, nur hatte sie am Halse eine tiefe Narbe, die sie etwas entstellte.

„Laß einmal hören, ob du wirklich so klug bist, wie es allgemein heißt!“ sagte der Schwiegervater zu dem jungen Manne. „Ich werde jetzt drei Fragen an dich stellen: Warum können die Störche so gut schreien? Warum bleiben die Nadeln der Tannen im Winter grün? Und warum hat der Stamm dieses Baumes hier an der Straße eine so große Kerbe? So, nun gib mir Antwort!“

„Daß die Störche so laut schreien, kommt davon, weil der Himmel es so gewollt hat“, antwortete der junge Mann. „Die Nadeln der Tannen bleiben auch im Winter grün, weil der Himmel es so will, und daß dieser Baum hier eine so tiefe Kerbe hat, ist auch vom Himmel so veranlaßt worden!“

„Falsch!“ rief der Schwiegervater. „Du verstehst aber schon gar nichts! Gib acht! Daß die Störche so laut schreien können, kommt daher, weil sie sehr lange Hälse haben. Die Nadeln der Tannen bleiben auch im Winter grün, weil das Innere dieser Bäume große Kraft hat. Dieser Baumstamm da hat eine so tiefe Kerbe, weil die Räder der Wagen, die hier um die Ecke fahren, sich immer daran reiben!“

„Verzeiht, Schwiegervater, aber da seid Ihr im Irrtum!“ antwortete der Mann. „Bitte, gebt mir jetzt auf meine Fragen Antwort! Warum können denn dann die Frösche so gut schreien, die einen ganz kurzen Hals haben? Weshalb bleiben denn auch die

Sprossen des Bambus, der doch keine so starke innere Kraft besitzt, im Winter grün? Und warum hat denn Eure Gattin, meine Schwiegermutter, eine so große Narbe am Halse, da sich an ihr doch keine Wagenräder reiben?“

Sparsamkeit

Ein alter Mann war in einen tiefen Brunnen gefallen. Sein Sohn, der auch schon etwas gebrechlich war, versuchte vergebens, den Vater aus der Tiefe heraufzuziehen.

Da kam gerade ein Fremder des Weges, und der Sohn des Mannes hielt ihn an und bat, er möge ihm doch helfen, den Vater zu retten. Er versprach dem Fremden, er werde ihm für seine Hilfe jede Summe Geldes geben, die er von ihm verlangen werde.

Der Ertrinkende hörte entsetzt die leichtsinnigen Worte, und, mit seiner letzten Kraft den Kopf aus dem Wasser hebend, rief er schnell:

„Zwei Taels darf mein Sohn Euch geben und nicht mehr! Wenn Ihr mich nicht für diese Summe aus dem Brunnen ziehen wollt, dann laßt es bleiben!“

Warum bin ich unzufrieden gewesen?

Ein Mann ritt auf seinem Esel in die Stadt. Das Tier war bockig und wollte nicht recht weiter. Da holte ein Nachbar des Mannes die beiden.

stolz auf seinem Pferde galoppierend, ein.

„Der hat es natürlich gut auf seinem Pferde!“ schimpfte der Mann. „Ich armer Teufel muß auf einem Esel reiten!“

Als er eine Strecke Weges zurückgelegt hatte, sah er plötzlich einen alten Mann vor sich, der in der Hitze des Mittags schweißgebadet einen schwerbeladenen Schubkarren vor sich hin schob.

„Der hat es noch viel schlechter als ich!“ dachte sich der Mann. „Warum bin ich eigentlich unzufrieden gewesen?“

Wer weiß, wozu es gut war

Ein Mann hatte sein Pferd, da er eine kleine Rast halten wollte, im Walde an einen Baum gebunden und war dann eingeschlafen. Als er aufwachte, sah er zu seinem Schrecken, daß das Tier sich losgemacht hatte und davongelaufen war.

Zu Hause angekommen, erzählte der Mann seinen Verwandten und Nachbarn, was ihm widerfahren war, und alle versuchten, ihn zu trösten.

„Wer weiß, wozu es gut war!“ wehrte der Mann sie ab.

Tags darauf hatte er sein Pferd wieder gefunden. Nun kamen die Verwandten und Nachbarn gelaufen, um ihn zu beglückwünschen, daß er es wieder bekommen hatte.

„Vielleicht ist das gar nicht so gut, wie ihr glaubt!“ meinte der Mann.

Kurze Zeit darauf ritt der Sohn des Mannes auf dem

Pferde aus, stürzte unterwegs und brach sich ein Bein.

Schon kamen wieder die Verwandten und Nachbarn herbei, um dem Vater ihr Mitgefühl auszudrücken.

„Wer weiß, ob es nicht ganz gut war, daß dies geschehen ist!“ antwortete dieser auf ihre tröstenden Worte.

Einige Wochen später kamen Räuber in den Ort und töteten alle jungen Leute, die sie fanden. Nur den Sohn des Mannes mit dem Pferde ließen sie gehen, da er ja doch ein Krüppel und ungefährlich für sie war.

„Es ist also doch zu etwas gut gewesen!“ erklärte der Mann fröhlich, als die Banditen abgezogen waren.

Gerechtigkeit

„Wie geht es deinem Sohne und wie bist du mit deiner Schwiegertochter zufrieden?“ fragte eine Frau ihre Freundin, nachdem sie sie lange nicht mehr gesehen hatte.

„Mein Sohn ist fleißig und tüchtig wie immer“, antwortete diese. „Nur seine Frau, meine Schwiegertochter, die macht mir viel Ärger und Sorgen! Dieses liederliche Geschöpf hat es nun schon wiederholt gewagt, sich aus unserem Haushalt Lebensmittel anzueignen und diese zu ihrer Mutter zu bringen!“

„Und was macht deine Tochter?“ erkundigte sich die Freundin.

„Ach, meine Tochter!“ rief die andere. „Die hilft

mir, wo sie nur kann. Wann immer sie ein paar Lebensmittel bei ihrer Schwiegermutter erwischt, steckt sie sie heimlich ein, um sie mir zu bringen!“

Gedächtnisschwäche

In Tschü lebte ein Mann namens Wu, der litt an Gedächtnisschwäche. Wenn er ging, dann vergaß er stehenzubleiben, und wenn er lag, dann vergaß er aufzustehen. Seine Frau war aus Ärger über seine Vergeßlichkeit schon ganz krank geworden.

„Doktor Ai wird von allen Seiten als vortrefflicher Arzt gelobt!“ sagte sie eines Tages, da sie wieder untröstlich war. „Warum gehst du nicht zu ihm? Vielleicht würde es ihm gelingen, dich zu heilen!“

„Meinst du?“ fragte Wu. „Gut, dann will ich es also versuchen!“ Damit holte er sein Pferd, nahm seinen Bogen, steckte einen Pfeil zu sich und machte sich auf den Weg zu Doktor Ai.

Kaum hatte er eine kurze Strecke Weges zurückgelegt, hielt er in einem Wäldchen eine kleine Rast. Um beim Weggehen nichts zu vergessen, hing er sich den Bogen um die Schultern, band sein Pferd an einen Baum und steckte den Pfeil vor sich in die Erde.

Als er sich genügend ausgeruht hatte, um weiterzugehen, sah er voll Schrecken, daß vor ihm im Moose ein Pfeil steckte.

„Wehe!“ rief er entsetzt. „Nun hat mich einer ermorden wollen!“ Da erblickte er jedoch sein Pferd und lachte. „Ach nein!“ sagte er aufatmend. „Es

scheint, man wollte mich bloß erschrecken!“ Er faßte sein Pferd am Zügel und ging weiter.

Als er vor seinem Hause angelangt war, ging er auf das Tor zu und rief: „Ist dies das Haus des Doktors Ai? Ist er zu sprechen?“

Auf sein Klopfen und Rufen trat seine Frau heraus, und als sie ihren Gatten draußen stehen sah, schimpfte und tobte sie.

„Aber, aber!“ beruhigte sie Wu. „Was wollen Sie denn, liebe Frau? Schreien Sie doch nicht so mit mir! Ich kenne Sie doch gar nicht!“

Die drei Helden und die Pfirsiche des Königs

Zur Zeit des Königs Dschü-Dschin-Kung lebten drei Männer, die sich durch besonderen Mut und außerordentliche Waghalsigkeit auszeichneten. Sie hatten schon viele Tiger erlegt und auch andere tapfere Taten vollbracht.

Minister Yen-Tse ging eines Tages an ihnen vorbei und war recht entrüstet, daß sie nicht einmal Miene machten, aufzustehen und ihn zu grüßen. Er beschwerte sich darüber beim König und riet ihm, solche Anmaßungen nicht länger zu dulden.

„Solche Leute können einmal gefährlich werden!“ meinte er. „Ihr solltet trachten, mein König, sie zu entfernen!“

„Ich weiß, daß diese drei Männer es dem Hofe gegenüber an Respekt ermangeln lassen“, erklärte der König. „Niemand wagt es aber, sie zur Rede

zu stellen, geschweige denn, sie zu töten.“

„Ich bin zwar schwächlich,“ erwiderte Yen-Tse. „trotzdem aber fürchte ich mich nicht vor ihnen und nehme es ruhig auf mich, sie aus dem Wege zu räumen. Ich bitte Euch, mir die Sache zu überlassen und mir zu diesem Zwecke zwei Pfirsiche für sie zu geben!“

Der König ließ ihm zwei schöne Pfirsiche geben, und Yen-Tse begab sich mit diesen sofort zu den drei Männern.

„Der König hat mir hier zwei Pfirsiche für Euch gegeben“, sagte er zu ihnen. „Wer von Euch hat die mutigsten Taten begangen? Der König möchte ihn mit einem Pfirsich belohnen!“

Der erste der drei begann sofort von seinen Leistungen zu erzählen, und Yen-Tse gab ihm hierauf einen Pfirsich. Hierauf berichtete der zweite von seinen Taten, und Yen-Tse gab auch diesem einen Pfirsich. Nun fing der dritte an, von seinen Heldenstücken zu erzählen, und es stellte sich heraus, daß er noch viel mehr geleistet hatte als die beiden anderen.

„Wie schade!“ rief Minister Yen-Tse. „Der König hat mir nur zwei Pfirsiche gegeben! Für Euch ist leider keiner mehr übriggeblieben!“

Da wurde der Mann sehr zornig und böse und wollte sofort mit dem Messer auf seine zwei Kameraden losgehen.

„Wir sehen es ein, wir haben nicht so viel geleistet wie du!“ erklärten die beiden anderen. „Nimm diese zwei Pfirsiche, denn sie gebühren dir!“ Damit gaben sie ihm die zwei Früchte des Königs. „Ihr, Minister,“ sagten sie hierauf zu Yen-Tse, „sollt aber sehen, daß wir noch viel tapferer sind als er, wir werden uns

jetzt freiwillig das Leben nehmen!“ Und sie griffen zu ihren Messern und entleibten sich.

„Wehe! Wehe!“ rief nun der dritte, „meinethalben mußten meine zwei Kameraden sich töten! Und all dies ist nur wegen zweier lächerlicher Pfirsiche geschehen! So bleibt auch mir nur der Tod!“ Mit diesen Worten nahm er sein Schwert und rannte es sich in den Leib.

Verschiedenheit der Auffassung

Der König von Leang befand sich auf der Jagd mit dem König von Wei.

„Liebt auch Ihr es, König, Schmuckstücke zu sammeln?“ fragte der König von Leang.

„Nein“, antwortete dieser.

„Mein Reich ist zwar klein,“ fuhr der König von Leang fort, „aber ich besitze viele Edelsteine und auch Perlen von seltener Größe. Zehn meiner Perlen leuchten so herrlich, daß sie zwölf Wagen, die vorne, und zwölf Wagen, die hinten stehen, zu erhellen vermögen. Wie ist es möglich, daß Ihr, der Ihr doch ein Reich von über zehntausend Kriegswagen besitzt, Euch keine Sammlung von Edelsteinen angelegt habt?“

„Das, was ich als meine Juwelen ansehe, ist nicht das gleiche wie das, was Ihr als solche betrachtet“, antwortete der König von Wei. „Unter meinen Untertanen gibt es einen, dessen Name T'an-Tse ist. Ich habe ihm den Auftrag gegeben, die Stadt Nandscheng zu beaufsichtigen und zu überwachen. Seit-

Wang hatte es sich aber in den Kopf gesetzt, sie in ein Gespräch zu verwickeln, und so versuchte er nun sein Glück mit neuen Methoden. So umständlich wie nur möglich zog er einen kleinen Barren Silber aus seinem Ärmel und warf ihn der Kleinen vorsichtig ins Boot. Das Stück fiel gerade vor ihren Füßen nieder, sie nahm es aber auf und warf es seelenruhig ans Ufer hinaus. Nun versuchte Wang-Kuei-Yü, die Schöne mit etwas Wertvollerem zu reizen, und zwar warf er ihr nun einen goldenen Armreifen hinüber. Sie aber tat, als hätte sie diesen nicht bemerkt, und hielt ihre Blicke fest auf ihre Arbeit gesenkt.

Wang-Kuei-Yü überlegte eben, was er nun beginnen sollte, um ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, da kam ein älterer Mann, anscheinend der Vater des Mädchens, vom Ufer aus auf das Boot zu und stieg ein. Wang-Kuei-Yü fürchtete sehr, der Mann werde ihn nun, wenn er den goldenen Armreifen sähe, zornig zur Rede stellen, und so dachte er schon nach, was er dem erzürnten Menschen wohl sagen könnte. Da merkte er zu seinem höchsten Erstaunen, daß das schöne Mädchen ruhig und gelassen den Fuß auf den goldenen Reifen setzte, um diesen vor den Blicken des Vaters zu verbergen. Der Alte zog indessen bereits die Ruder an, und bald war das Boot den Augen Wang-Kuei-Yüs entschwunden.

Wang war verzweifelt und ganz ratlos. Das liebliche Mädchen hatte so großen Eindruck auf ihn gemacht, daß er augenblicklich bereit gewesen wäre, es zu seiner Gattin zu nehmen. Nie noch hatte eine Frau ihn so berückt und entzückt wie dies kleine, stolze Ding, das allem Anscheine nach aus einfachem Hause stammte und vermutlich die Tochter eines Boots-

mannes war. Er fragte alle Vorübergehenden, wer die Schöne gewesen sein könne, stieg selbst ans Ufer und erkundigte sich in den Häusern, doch niemand vermochte ihm Auskunft zu geben. Vor Sehnsucht vergehend, kehrte er in sein Boot zurück und ruderte in der Richtung weiter, die das andere Boot genommen, doch so sehr er seine Augen auch anstrengen mochte, es waren nirgends mehr Spuren der beiden zu finden. So war es allmählich Abend geworden und seine Suche war ganz erfolglos geblieben. Da er bei Freunden zum Abendessen eingeladen war, mußte er schließlich die Verfolgung aufgeben und sich in sein Schicksal fügen.

Als er seine Bekannten verlassen hatte, erkundigte er sich auf seiner Heimfahrt abermals in allen Ortschaften und Dörfern nach dem anderen Boote, doch auch jetzt vermochte er es nicht, zu einem Ergebnis zu kommen. Er konnte daher nichts anderes tun, als traurig und unverrichteter Dinge nach Hause zu fahren.

Das Mädchen wollte ihm jedoch nicht aus seinen Gedanken kommen. Tag und Nacht quälte er sich mit Plänen, die Kleine wiederzufinden, und seine Sehnsucht nach ihr ließ ihn weder essen noch schlafen.

So war bald ein Jahr vergangen, ohne daß er nachgelassen hätte, an seine schöne Unbekannte zu denken. Und da er nicht froh werden konnte, ohne sie wiedersehen zu haben, entschloß er sich, nochmals auf die Suche nach ihr zu gehen. Diesmal wollte er längere Zeit im Süden bleiben. Er mietete sich daher ein Hausboot und blieb fortan in diesem wohnen, so daß ihm kein Schiff, das vorbeifuhr, entgehen konnte.

Unermüdlich gingen seine Blicke nach allen Seiten, doch noch immer war nicht die geringste Spur von der Ersehnten zu finden. Nach einem halben Jahre gab es schon kein Segel- und kein Ruderboot mehr, das Wang-Kuei-Yü nicht kannte, und da nun auch schon seine Geldmittel langsam zu Ende gingen, gab er endgültig alle Hoffnung auf und mußte sich entschließen, heimzufahren.

Aber auch die Aussichtslosigkeit, die Verlorene je wiederzusehen, konnte seine Sehnsucht nicht mildern, und seine Gedanken hörten nicht auf, immer wieder um sie zu kreisen.

Eines Tages hatte er einen seltsamen Traum. Es war ihm, als sei er in einem ihm unbekanntem kleinen Dorfe am Ufer eines Flusses und wandere durch die Straßen. Nachdem er an mehreren kleinen Häusern vorübergegangen war, kam er zu einem abseits stehenden Holzhaus, dessen Tor gegen Süden gerichtet war. Innerhalb des Tores befand sich eine Bambushecke, und meinend, daß sich hinter dieser Hecke ein Garten befinde, ging Wang weiter und erblickte tatsächlich einen kleinen Hof mit einem herrlich erblühten Magnolienstrauch. Den Weg weiter verfolgend, kam er zu einem zweiten kleinen Häuschen mit drei Säulen. Die beiden Flügel des Tores waren verschlossen. Etwas abseits vom Hause sah er eine breite rote Platane stehen. Vor einem der Fenster des Häuschens war ein Ständer aufgestellt, auf dem ein weibliches Unterkleid hing. Er merkte, daß er vor dem Frauentrakt angekommen war, und wollte sich schnell zurückziehen, da trat zu seiner größten Überraschung die langgesuchte Unbekannte aus dem Tore heraus! Selig, sie endlich wiedergefunden zu haben,

eilte er auf sie zu und wollte sie in die Arme schließen. In diesem Augenblick erschien ihr Vater hinter ihr und maß ihn mit bösen Blicken, und Wang-Kuei-Yü erschrak so sehr, daß er erwachte und merkte, daß alles nur ein Traum gewesen war. Dieses Traumerlebnis war für ihn aber so bedeutungsvoll und schön, daß er es hütete wie ein großes Geheimnis und niemandem etwas davon sagte. Er fürchtete, jedes Wort darüber würde seine Zartheit zerstören.

Ein Jahr später hatte er wieder im Süden zu tun. Als er seine Geschäfte erledigt hatte, schrieb er einem Bekannten seines Vaters, der in dieser Gegend wohnte, ein paar Zeilen und bat ihn, ob er ihm seine Aufwartung machen dürfe; dieser schickte ihm hierauf eine Einladung zu einem Festmahl.

Als Wang-Kuei-Yü sich auf den Weg gemacht hatte, um zu dem Gastmahl zu reiten, kam er unversehens vom Wege ab und gelangte in ein kleines Dorf, dessen Landschaft ihm sofort seltsam vertraut erschien. Er sah plötzlich vor einem Tore eine Bambushecke, dann weiter hinten einen Garten, in dem ein Magnolienstrauch blühte, und dann ein Häuschen mit drei Säulen, an dessen Seite eine große rote Platane stand. Da wurde ihm plötzlich klar, daß dies doch die Landschaft seines Traumes vom vergangenen Jahre war. Er trat näher an das Häuschen heran und bemerkte hehend vor Aufregung, daß sich vor einem der Fenster sogar der Ständer mit einem weiblichen Unterkleid befand. Jede kleinste Einzelheit stimmte mit dem Bilde, das er im Traume gesehen, überein. Erschüttert trat er in das Häuschen ein und fand seine schöne Unbekannte in der Stube sitzen. Als sie ihn erblickte, sprang sie erschrocken auf und

fragte ihn entrüstet, was er bei ihr suche, und sie wollte ihm die Türe vor der Nase zuschlagen. Wang-Kuei-Yü war noch so starr, sie so unerwartet wiederzusehen, daß er immer noch bangte, es könnte wieder ein Traum sein, der ihn narre. Dann aber, als er merkte, daß nun doch alles Wirklichkeit war, flehte er die Kleine an, ihn anzuhören, und erzählte ihr, wie sehr er unter der Sehnsucht nach ihr gelitten und was er alles unternommen hatte, um sie wiederzufinden.

„Wer sind Sie?“ fragte sie endlich leise.

Wang-Kuei-Yü sagte ihr, wie er heiße und aus welcher Familie er stamme.

„Wenn Sie aus einem so angesehenen Hause sind,“ sagte sie nachdenklich, „dann werden Sie doch gewiß schon eine Frau in Ihren Palast eingeführt haben? Was wollen Sie von mir?“

„Hätte ich nicht täglich und stündlich nur an die Begegnung mit Ihnen gedacht,“ erwiderte er, „dann wäre ich gewiß schon lange verheiratet.“

„Wenn Ihre Gefühle für mich wirklich so tief sind,“ sagte das Mädchen, „dann schicken Sie doch einen Ehevermittler zu meinem Vater, der die Sache ins reine bringt! Lassen Sie sich aber sagen, daß meine Eltern überaus strenge sind und sehr auf gute Sitte halten; sie haben schon viele Bewerber, die um mich gekommen sind, ausgeschlagen. Gehen Sie jetzt wieder und versuchen Sie Ihr Glück!“ Damit eilte die Schöne in das Haus zurück. „Mein Vater heißt Meng-Tschang-Li, und ich selbst werde Yün-Meng genannt!“ rief sie ihm nach.

Wang-Kuei-Yü eilte hierauf zum Bankett seines Bekannten und suchte am darauffolgenden Tage so-

gleich Yün-Mengs Vater auf. Nachdem er dem Mann erzählt hatte, aus welchem Hause er stammte, hielt er um das Mädchen an und bat den Vater, er möge die hundert Taels Silber, die er mitgebracht habe, als Verlobungsgeschenk für seine Tochter annehmen.

„Meine Tochter ist schon verlobt!“ sagte der Alte kurz.

Wang-Kuei-Yü erschrak zu Tode. „Ist sie dem andern denn schon endgültig versprochen?“ fragte er zitternd. „Oder sollten Sie irgendwelche Einwände gegen meine Person haben, daß Sie mir Ihre Tochter verweigern?“

„Geben Sie sich keine Mühe“, antwortete der Mann. „Meine Tochter ist seit heute morgen die Braut eines anderen!“

Wang-Kuei-Yü sah ein, daß alles weitere Reden vergeblich war. Ihm war, als ob er aus Verzweiflung geradezu den Verstand verlieren müsse. Als er nach Hause kam, war er zu aufgereggt, um irgendeinen Gedanken fassen zu können, und nachts vermochte er unmöglich Schlaf oder Ruhe zu finden. Obwohl er wußte, daß sein reicher Bekannter ihn auslachen werde, wenn er ihn um Hilfe angehen wollte, und daß er kein Verständnis dafür finden werde, daß er sich für dies unbedeutende Schiffermädchen so tief interessierte, nahm er sich schließlich doch vor, sich ihm anzuvertrauen und ihn um Rat zu bitten.

„Ich kenne diesen Mann“, sagte dieser, als Wang-Kuei-Yü ihm sein Herz ausgeschüttet hatte. „Es tut mir leid, daß Sie sich nicht schon früher an mich gewendet haben, vielleicht hätte ich doch etwas ausgerichten können. Er ist nicht Bootsmann, so wie Sie glauben, sondern er stammt aus einem recht guten

Hause, ist jedoch sehr arm. Ich will versuchen, meinen Sohn zu ihm zu schicken, um für Sie bei ihm zu sprechen!“

Sein Sohn machte sich sogleich auf den Weg, um den Alten nochmals wegen seiner Weigerung zu befragen.

„Dieser fremde junge Mann scheint geglaubt zu haben, daß ich ihm, weil ich in ärmlichen Verhältnissen lebe, wenn er mit kostbaren Verlobungsgeschenken kommt, meine Tochter verkaufe!“ erklärte der Mann dem Besucher. „Mit einem solchen Vorgehen wird er meine Einwilligung gewiß nicht erhalten! Sollte jedoch Ihr verehrter Vater großen Wert darauf legen, daß diese Ehe zustande komme, und sollte meine Tochter nichts dagegen haben, die Gattin dieses Herrn zu werden, dann bin ich bereit, sie ihm zur Gattin zu geben.“

Nachdem der Alte seine Tochter befragt und diese sich mit Freuden bereit erklärt hatte, die Ehe mit Wang-Kuei-Yü einzugehen, kehrte er zu seinem Besucher zurück und sagte ihm, daß alles in Ordnung sei.

Wang-Kuei-Yüs Freude kannte keine Grenzen, als er diese glückliche Nachricht erfuhr. Er blieb bis zum Tage der Hochzeit im Hause seines Bekannten wohnen und reiste nach der Vermählungsfeier sogleich glückstrahlend mit seiner jungen Gattin nach Hause.

„Als ich dich damals in der Bucht erblickte, habe ich dich sofort für immer in mein Herz geschlossen“, erzählte er seiner jungen Frau, als sie nachts zusammen an Bord seines Bootes saßen. „Ich hatte sogleich den Eindruck, du könntest nicht nur ein einfaches Schiffermädchen sein! Du sahst so vornehm

und lieblich aus! Niemals während dieser langen Zeit habe ich dich auch nur einen Augenblick vergessen! Ruhelos fuhr ich den Fluß auf und nieder, um dich wiederzufinden! Wohin bist du eigentlich damals verschwunden, daß es mir so schwer möglich war, auf deine Spur zu kommen?“

„Ich bin zu meinem Onkel gefahren!“ sagte Yün-Meng. „Nun will auch ich dir gestehen, daß ich deiner stets voll Sehnsucht gedachte! Ich habe damals, als du dich in deinem Boote so sehr angestrengt hattest, meine Aufmerksamkeit auf dich zu lenken, wirklich schon kaum mehr ein Lachen verhalten können. Es war schwer, fest zu bleiben, als du mich fortgesetzt anstarrtest mit Augen gleich Erbsen! Nur als du mir dann das Armband zuwarfst, ärgerte ich mich über alle Maßen. Wir sind zwar arm und haben zu Hause nur das Notwendigste, was wir brauchen, aber Almosen anzunehmen ist uns niemals gelegen gewesen! Hättest du mir nicht so gut gefallen, dann wäre ich auch gewiß nicht auf den Gedanken gekommen, das Armband vor meinem Vater zu verstecken. Er hätte dich schön zugerichtet, wenn er gewußt hätte, daß du versucht hast, mein Herz durch Gold zu bewegen! Für einen Menschen, der darauf ausgeht, die Frauen zu betören, habe ich dich allerdings schon gehalten, aber doch tatest du mir leid! Mit euch Männern kann man nicht vorsichtig genug sein!“

„Und bei all deiner Klugheit bist du mir jetzt ja doch in die Falle gegangen“, rief Wang-Kuei-Yü neckend.

„Was willst du damit sagen?“ fuhr Yün-Meng auf. Wang sah sie lächelnd an und gab keine Antwort.

Sie aber war sehr aufgeregt und wollte unbedingt wissen, was er mit diesen seltsamen Worten meinte.

„Nun,“ sagte er schmunzelnd, „da du jetzt zu mir ins Haus kommst, wirst du ja doch alles bald entdecken, und so kann ich es dir nicht länger verbergen, daß ich schon verheiratet bin!“

Als Yün-Meng dies hörte, wurde sie bleich vor Schrecken. Empört sprang sie auf, und da sie seine Worte für Ernst gehalten hatte, lief sie davon und war, ehe Wang-Kuei-Yü sie noch einholen konnte, schon in die Wellen des Flusses gesprungen.

Verzweifelt rief Wang-Kuei-Yü alle Bootsleute zu Hilfe, doch in den Fluten war nichts anderes mehr zu sehen als der Widerschein der Sterne.

T r e u e

Frau Yang hatte schon sehr früh ihren Gatten verloren. Sie lebte in ärmlichen Verhältnissen, und da sie die ewige Not nicht mehr zu ertragen vermochte, entschloß sie sich, eine zweite Ehe einzugehen.

Ihre Dienerin nahm ihr das sehr übel, sie ließ sich jedoch nichts davon merken. Nur als Frau Yang sie am Tage vor ihrer Hochzeit rief, tat sie, als ob sie nicht höre, und rührte sich nicht.

Frau Yang klatschte von neuem in die Hände, doch wieder erschien die Dienerin nicht. Als sie nun gar ein drittes Mal rief und abermals keine Antwort erfolgte, ging Frau Yang zu ihr hinaus und stellte sie zur Rede.

„Ich bin die Dienerin der Frau Yang, aber nicht der

Frau eines anderen“, erklärte das Mädchen kurz.

Frau Yang zitterte so sehr, daß ihr die Schere, die sie gerade in der Hand hielt, entglitt. Die ganze Nacht konnte sie kein Auge schließen.

„Ich werde diese zweite Ehe nicht eingehen!“ sagte sie am nächsten Morgen. „Ich bleibe Frau Yang.“

Da weinten sie beide.

Zwei Jahre später wollte ein reicher Mann aus der Ortschaft die Dienerin zur Gattin haben. Frau Yang teilte ihr den Plan mit und fragte sie, wann sie die Heirat eingehen wolle.

„Meiner Worte wegen seid Ihr seinerzeit von einer zweiten Heirat zurückgetreten“, erklärte das Mädchen, als es von dem Antrag erfuhr. „Ihr habt ihretwegen Armut gelitten und Euer bitteres Los getragen, ohne zu klagen. Ich bleibe bei Euch und werde es mit Euch weiter teilen!“

D a s v e r s c h ü t t e t e W a s s e r

Zur Zeit der Han-Dynastie lebte ein junger Mann, der so arm war, daß er sich und seine Frau nur auf das notdürftigste erhalten konnte. Obwohl er von früh bis abends studierte und sich mühte, war es ihm nicht möglich, eine Anstellung zu finden. Seine Frau wurde des ewigen Wartens auf bessere Zeiten endlich überdrüssig, und sie bat den Gatten, er möge sie doch freigeben, damit sie eine andere Ehe eingehen könne.

Der Mann wollte erst nichts davon hören, da er seiner Frau sehr zugetan war; doch als sie keine

Ruhe gab, ihn um ihre Freiheit zu bitten, willigte er schließlich in die Scheidung ein.

Bald darauf aber gelang es ihm, eine sehr gute Stellung zu bekommen. Nun hatte er auch Geld genug und konnte sich leisten, was er nur wollte.

Es dauerte nicht lange, da erschien seine frühere Frau bei ihm und flehte, er möge sie wieder als Gattin aufnehmen, es gehe ihr schlecht, sie sei äußerst bedürftig und habe nur den einzigen Wunsch, ihm wieder zu dienen.

Er gab erst keine Antwort, dann sagte er, sie solle aus einer Kanne ein wenig Wasser auf den Boden gießen. Erstaunt folgte sie seinem Befehle, und als sie diesen ausgeführt, sagte der Gatte ihr, sie solle das Wasser nun wieder zusammenfassen. Da senkte sie traurig den Kopf und fühlte beschämt, daß Verschüttetes eben nicht wieder in den früheren Zustand zu bringen sei.

Dichter und Werke

- Ding-Fu-Bau, Zitatensammlung.
Dschan-Kuo-Tse, Chronik der kämpfenden Staaten; 80—90 v. d. Z. geschrieben.
Dschia-Pao-Dschin-Dschi, Kostbarer Familienschatz.
Dschiem-Han-Schu, Chronik der ersten Han-Dynastie; um 100 v. d. Z. geschrieben.
Dschin-Ku-Tschi-Kuan, Seltsame Geschichten aus alter und neuer Zeit; Ming-Dynastie 1368—1644.
Dschiu-Hsiao-Schuo, Sammlung von Erzählungen aus allen Zeiten.
Dschung-Miao-Tan-Tschen, Sammlung weiser Sprüche.
Dschung-Kuo-Dschi-Wu-Schi-Taο, Lebensbeschreibungen berühmter chinesischer Heerführer und Philosophen.
Hsiao-Dsching, Das Buch der Kindesliebe.
Hsiau-Hua-Dschi-Kuan, Seltsame heitere Geschichten.
Hsin-Hsiao-Dschi-Pen-Kuo-Schi, Neue Ausgabe der Geschichte Chinas.
Hsin-Hsiau-Lin-I-Dschiem-Dschung, Eintausend neue heitere Erzählungen.
Ju-Hsiao-Schi-Schuo, Bemerkenswerte Ereignisse der Geschichte für Studierende.
Ku-Wen-Kuan-Dschi, Berühmte alte Essays.
Ku-Wen-Ping-Tschu, Auswahl berühmter alter Essays.
Liao-Dschai-Dschi-I, Seltsame Geschichten

aus einer Studierstube. Im 17. Jahrhundert zusammengestellt.

- San-Kuo-Dschi-Yen-I, Die Geschichte der drei Staaten. Roman.
Schi-Dschi, Historische Denkwürdigkeiten. Um 200 von Sse-Ma-Tien verfaßt.
Schi-Hsiao-Schuo-Dschi, Sammlung geschichtlicher Erzählungen.
Schui-Hu-Dschuan, Die Geschichte vom Flußufer. Roman. Zur Mongolenzeit geschrieben.
Schuo-Yuan, Park der Gespräche.
Tang-Jen-Schuo, Erzählungen aus der Zeit der Tang-Dynastie.
Tso-Dschuan, Kommentar zu den Frühlings- und Herbstannalen; 500 v. Chr. geschrieben.
A. v. R.

Die Bilder

Die Bilder sind originalgetreue Wiedergaben alter chinesischer Malereien aus der Ming-Zeit

Die schönen illustrierten Tieck-Bücher

*

Bücher der Freude und Lebenskunst

Bücher zum Schenken

Trost bei Goethe

Mit 12 Bildern und 1 Handschrift
„Beglückung für Unzählige“

*

Freund, so du etwas bist

Mit 12 Bildern
„Ein Lebensbuch im schönsten Sinne“

*

Mensch, all's was außer dir

Mit 12 Bildern
Ein neues Tagesbrevier

*

Nichts ist, das dich bewegt

Mit 12 Bildern
„Eine klare Linie stärkender Lebenskunst“

Herz, wag's auch du

Mit 5 farbigen Bildern
„Ein lyrisches Brevier“

*

Freude mit Kindern

Mit 4 farbigen Bildern
„Ein inniges Buch für Mütter und Väter“

*

Ein Blick aus treuer Augen Licht

Liebesbriefe. Mit 5 Bildern
„Ein Buch für alle Liebenden“

*

Glück ohne Ruh

Mit 4 Bildern
Von der Liebe und vom Zusammenleben

Quell aller Güter

Mit 5 Bildern
„Ein Buch der Andacht“

*

Es schienen so golden die Sterne

Lieder der Sehnsucht
Mit 12 Bildern von Moritz von Schwind

*

Es war eine glückliche Zeit

Erzählungen von Peter Rosegger
Mit 7 Bildern aus der Waldheimat

*

Freundliches Lesebuch

Deutsche Meisterprosa
Mit 4 farbigen Blumenstillleben

Der tiefere Sinn

Kleine Geschichten und Anekdoten
Mit 5 Bildern

*

Des Lebens Karawane

Persische und Arabische Dichtungen
Mit 4 farbigen Miniaturen

*

O Attika

Gesänge der Hellenen
Mit 4 Bildern

*

Folge deinem Stern

Worte italienischer Dichter
Mit 4 farbigen Bildern

Wenn ein Blatt sich bewegt

Gedanken chinesischer Weiser
Mit 10 Bildern

*

Zündet man Kerzen an

Chinesische Weisheiten
Mit 4 farbigen Bildern

*

Nur wer den Gipfel des Berges

erstiegen • Chinesische Geschichten
Mit 4 farbigen Bildern

*

Ihr gelben Chrysanthemen

Japanische Haiku
Mit 4 farbigen Bildern

Antike Schönheit

Hellas und Rom in 50 Bildern
„Ein einmaliger Göttertraum“

*

Fest der Augen

Handzeichnungen und Aquarelle
aus der Albertina zu Wien

*

„In Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind die Tieck-Bücher wirkliche Gefährten zahlloser Menschen geworden!“

*

„Wahre Schatzkammern reicher Gedanken und echter Gefühle, zeitlose Freunde und Helfer der Menschen: Die Tieck-Bücher!“

